

Die Zeit.

Herausgeber:

Professor Dr. J. Singer,
Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Inhalt:

Parlamentarische Flegeljahre. Von K.
Die Lage im Deutschen Reiche. Von Karl Zentsch.
Die „gestempelte“ Strafgerichtsbarkeit. Von Dr. J. Horowitz.
Wie man einen Heiligen macht. Von einem römischen Clericalen.
Deutsche Einflüsse und die Wiedergeburt des böhmischen Volkes. Von Professor Th. G. Masaryk.
Meine „Fälschungen“. Von Dr. Jwan Franko.

Medusenhaupt. Von Marie Herzfeld.
Ballett. Von Richard Wallaschek.
Unsere Secession. Von Hermann Bahr.
Die Woche.
Bücher.
Revue der Revuen.
Das Torjmoor. Von Alexander Kielland.
Die Wunderblume. Von Cl. Béal.

Redundant mit Ausgabe des Duells „Die Zeit“ gefattet.

Er scheint jeden Samstag.

Preis vierteljährlich 3 fl. = 5 Mark, die einzelne Nummer 30 Kreuzer = 50 Pfennige.

Redaction und Administration:

Wien, IX₃, Günthergasse Nr. 1.

Leipzig, in Commission bei J. J. Arnd.

Berlin, in Commission bei der L. Trautwein'schen Buchhandlung, W. Leipzigerstraße 8.

Vertretung für Nordamerika, Gustav C. Stechert, New-York 810 Broadway.

Telephon 6415. — Check-Conto 833.029.

Abonnements werden in Oesterreich von allen Buchhandlungen, Zeitungsverschleissern und unserer Administration; in Deutschland, der Schweiz und dem übrigen Auslande ausserdem auch von den Postämtern angenommen.

Unversiegelte Zeitungs-Reclamationen sind in Oesterreich-Ungarn portofrei.

„Die Zeit“ ist eingetragen in der österreichischen Zeitungs-Preisliste unter Nr. 3860, in der Zeitungs-Preisliste des Deutschen Reiches unter Nr. 7771.

Patente

Muster- und Markenschutz im In- und
Auslande erwirkt

Patent Anwalt

Ingr. V. MONATH

Technisches und Constructions-Bureau.
Constructive Durchführung von Er-
findungen.

Wien, I., Jasomirgottstraße 4.

Telegr.-Adr.: Privileg, Wien. Telephon Nr. 7884

Bücher-Einlauf.

- Dr. Emil Blumenfeld: „Das Bagatelverfahren nach der neuen Civilproceß-Ordnung“. Ein Handbuch für die Praxis. R. Breitenstein, Wien, Leipzig.
- Hugo Storm: „Das geistige Berlin“. Berlin, Verlag Hugo Storm.
- Johannes Schlaf: „Sommerabend“, Novellistisches. Leipzig, Kreisende Ringe (Mar Spohr).
- Karl Sautsky: „Consumvereine und Arbeiterbewegung“. Erste Wiener Volksbuchhandlung (Jg. Brand), Wien.
- Unsere Monarchie. Die österr. Kronländer zur Zeit des fünfzigjährigen Regierungs-Jubiläum. Hr. v. L. apost. Majestät Franz Joseph I. Verlag Georg Szelinsky, I. I. Universitäts-Buchhandlung, Wien.
- A. von Schweiger-Verchenfeld: „Atlas der Himmelskunde“. A. Hartleben's Verlag, Wien.
- Dr. Georg Neumann: „Commentar zu den Civilproceßgesetzen vom 1. August 1895“. Wien, Manz'sche Hofbuchhandlung.
- Kurt Martens: „Die gehehnten Seelen“, Novellen. Berlin, F. Fontane & Co.
- C. Siebenlist: „Gespenster der Erinnerung“. Verlag Sterns literarisches Bulletin der Schweiz, Zürich.
- Zwanzig Dehmel'sche Gedichte mit einem Geleitbrief von Wilhelm Schüser. Berlin, Schuster & Loefler.
- Maria Bieffe: „Moiak“, Gedichte. Leipzig, Mar Spohr.
- Philipp Langmann: „Bartel Turaser“, Drama. Leipzig, Robert Friede.
- Hugo All-Leonhard: „Ein deutsches Testament. Die Natur als Organismus“. Selbstverlag, Wien.
- „Die Grenzboten“, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Hr. W. G. Brunow, Leipzig.
- Dr. W. Nuland: „Die Handelsbilanz, eine volkswirtschaftliche Untersuchung“. Berlin, Otto Liebmann.
- Emil Rudolf Welf: „Trübungen, Verse und Prosa“. Leipzig, Kreisende Ringe (Mar Spohr).
- Hermann Jastram: „Das Recht der Frau, dargestellt für die Frauen“. Otto Liebmann, Berlin.
- Maria Janitschek: „Die Amazonenschlacht“. Leipzig, Kreisende Ringe (Mar Spohr).
- „Sbornik pro Filozofii Mytika Okkullismus“, H. Tichy, Prag.
- Gustav Freitag: „Radfahrer-Karten (Blatt 1, 2, 3, 4)“. Freitag & Berndt, Wien.
- Gustav Freitag: „Radfahrplan und Fahrordnung für die k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien“. G. Freitag & Berndt, Wien.
- Prof. Dr. Friedr. Vogl und Prof. Dr. Max Koch: „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“. Hef. 6, 7, 8, 9. Bibliogr. Institut, Leipzig, Wien.
- „Geschichte der Eisenbahnen der österr.-ungar. Monarchie“. Berl. Carl Prochaska, Telschen.
- Otto Kraft: „Harzer in Deutschland“. Die Harmonie der sechs ersten evangelisch-socialen Congressen. Adolf Heygel (3. Friedr. Sort.) Halle o. S.
- „Monatsschrift für Neue Literatur und Kunst“. Berlin, Siegmund Kronach.
- „Die Ausbildung der Eisenbahnerorganisation“. Stenogr. Protokoll der Debatte über den Dringlichkeitsantrag der Abgeordneten Dr. Leo Verkauf, Schrammel und Genossen. Erste Dr. Volksbuchhandlung (Jg. Brand).
- Prof. Dr. Heur. Herdner: „Die Arbeiterfrage“. 2. umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Berlin, J. Guttenberg.
- Jean Bourliar: „Les Taboues et la Bohème Contemporaine“. Paris, Ancienne Librairie Gormer Baillière et Cie., Felix Alcan, Editeur.
- Johannes Dahlmann, Herausgeber: „Briefe eines jungen Deutschen und einer Jüdin“. Berlin, Verein für Deutsches Schrifttum.
- Franz Mehring: „Geschichte der Deutschen Socialdemokratie“. Stuttgart, J. W. Metz.
- Gerhart v. Schulze-Gaevernitz: „Geistesheiden (Gedichte)“. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Nicolaï Kloss: „Der Bergarbeiterschut“. W. H. Braumüller, Wien und Leipzig.
- Georg Hirth: „Aufgaben der Kunstphysiologie“. 2. Aufl. G. Hirth's Kunstverl. München und Leipzig.
- H. von Brandt: „Ostasiatische Fragen“. China, Japan, Korea. Gebr. Paetel, Berlin.
- „Repertorio Colombiano“. Revista Mensual, Martinez Silva & Cia., Bogota.
- H. von Schweiger-Verchenfeld: „Atlas der Himmelskunde“. II. und III. Lieferung. A. Hartleben's Verl. Wien.
- Nicolaï Strauß: „Novellen-Premieren“. Ein Vorschlag. Wien, Leopold Weiss.
- Statistisches Department im I. I. Handelsministerium: „Statistik des auswärt. Handels des österr.-ungar. Reiches im Jahre 1895. I. Bd.“. Wien, I. I. Hof- und Staatsdruckerei.
- Julius Zeyer: „Das U. Tonouel Hvezdy“. P. Simacek, Prag.
- „Die Zeitungen“. Monatsschrift Anton Wehr, Son. (Böhmen).

Zeitgemässe Bücher!

Aus Anlass der momentanen Kämpfe und Wirren im Orient und im spanischen Westindien machen wir auf die WOERL'schen Werke aufmerksam:

WOERL'S Griechenland;

180 S. Mit Plänen, Karten und 31 Illustrationen. Preis geb. M. 5.—

WOERL'S Konstantinopel;

92 S., Mit 1 Karte und 18 Illustrationen. Preis M. 4.—

WOERL'S Bulgarien;

64 S. Mit 25 Illustrationen und 1 Karte. Preis geb. M. 2.—

WOERL'S Albanien und Macedonien;

72 Seiten. Preis M. 4.—

WOERL'S Cuba und die übrigen Inseln Westindiens;

308 S. Mit 20 Illustrationen und 1 Karte. Preis geb. M. 9.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u.

Woeris

Reisebücher-Verlag,

Würzburg

Leipzig.



Zu kaufen gesucht

werden die

Nr. 11, 12 u. 13

vom Jahre 1894 der Wiener Wochenschrift

„Die Zeit.“

Zuschriften an die Administration der „Zeit“ IX/3, Günthergasse 1, erbeten.

Prachtvolle, grosse und kleinere

VILLA

am Grundlsee zu vermieten, eventuell zu verkaufen. Herrliche Lage, complet eingerichtet, sammt Bade- und Boothütte und Eiskeller. — Auskunft: I., Stadiongasse 2, I. Stock, Täglich um 3 Uhr.

Verlag von Eduard Moos in Erfurt.

Collection Moos

Hervorragende u. vornehme Neuheit auf d. Gebiete moderner Romanliteratur. Jeder Band umfasst ca. 15 Bogen dickes, holz-

freies Papier u. wird nur gebunden in elegant. Originalleinenband verkauft.

Von SERIE I erschienen soeben:

Im Traum und andere Geschichten.

Roman von NEERA. Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen. Mit Porträt.

Trümmer und andere Erzählungen.

Roman von CECILIA BÄATH-HOLMBERG. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Mit Porträt.

Frauenehre.

Roman von Gräfin E. PARDO-BAZAN, Professorin an der Universität Madrid. Autor. Uebersetzung aus dem Spanischen.

Der Schwur auf dem Oelberge.

Originalroman von SCHACK VON IGAR (Elfriede Jaksch). Mit Porträt.

Wie Frauen handeln.

Roman von CAMILLO G. BRANCO. Uebersetzt aus dem Portugiesischen.

Onkel Clemens.

Originalroman von I. VON TROLL-BOROSTYAN. Mit Porträt.

Verirrte Vögel

Roman von PER HALLSTRÖM. Autor. Uebersetzung aus dem Schwedischen. Mit Porträt.

In elegantem Originalband à Bd. M. 2.— = Fr. 2.50 =

12 Bände M. 20.— = Fr. 25.— = fl. 15.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direct durch

den Verlag von Eduard Moos in Erfurt.

D. R. G. M. 17.590.



MEYERS

Mit 1000 Bildertafeln und Kartenbeilagen.

= Soeben ersoheint =

In 6., neubearbeiteter und vermehrter Auflage:

17,500 Seiten Text.
272 Hefte
je 80 Pf.
17 Bände
je 8 Mk.

KONVERSATIONS-

158 Farbentafeln.
17 Bände
in Halbdr.
geb. zu
je 10 Mk.

Probhefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig.

10,000 Abbildungen, Karten und Pläne.

LEXIKON

Die Zeit.



XI. Band.

Wien, den 29. Mai 1897.

Nummer 139.

Parlamentarische Flegelfahre.

Die, welche den Parlamentarismus nicht kennen oder nicht mögen, glauben oder hoffen, in den stürmischen Scenen, welche gegenwärtig die Sitzungen des österreichischen Abgeordnetenhauses ausfüllen, das Ende des Parlamentarismus oder wenigstens des Centralparlamentes in Oesterreich erblicken zu dürfen. Wir sind genau der gegentheiligen Ansicht. Gerade in diesen lebhaften Ausstritten sehen wir reisende Kraft, eher den Anfang als das Ende, genauer: ein nothwendiges Stadium in der Weiterentwicklung des Parlamentarismus.

Der Mensch kommt schreiend zur Welt und verläßt sie seufzend. Wie das Ende eines Parlaments aussieht, was sein letzter Seufzer ist, das können wir nun freilich nicht wissen. Nur in einem Lande hat man einmal die Dummheit unternommen, das Parlament, das bereits eingeführt war, wieder aufzuheben. Wir meinen die Belcredische Verfassungsfiktion vom Jahre 1865 in Oesterreich. Sie hat geendigt wie jede Dummheit: mit dem platten Widerruf. So hat auch Oesterreich das Beispiel vom Ende des Parlamentarismus nicht geliefert. Die Geschichte kennt auch sonst kein modernes Parlament, das gestorben wäre. Nicht einmal im ältesten Land des Parlamentarismus, in der Heimat des tausendjährigen Parlaments, in England, sind Symptome abnehmender Kraft in den Lebensäußerungen des Parlaments zu bemerken. In allen Ländern vielmehr, in welchen der moderne Parlamentarismus einmal eingeführt worden ist, hat er sich auch erhalten und fortentwickelt und hat mit den Jahren immer noch an Stärke nur gewonnen. England, Frankreich, Belgien und andere parlamentarisch regierte Staaten beweisen jeden Tag, daß ein mächtiges Parlament mit einer von ihm abhängigen Regierung den Staat weit besser zu verwalten versteht, als jemals noch eine Despotie es vermochte. Und da wollen bei uns einige Leute, die lediglich deswegen, weil sie selbst unbelehrbar sind, zur Lehrerrolle sich berufen wännen, uns weismachen, daß die Welt am Ende des Parlamentarismus steht, ja noch mehr, daß Oesterreich ihr in dieser neuen Phase vorangehen soll. Nur ruhig! Oesterreich geht der übrigen Welt überhaupt nicht voran, sondern folgt ihr immer nur in dem durch die geringere Weisheit seiner Regierungen bedingten großen Abstände nach; es folgt ihr auch mit den Parlamentsscandalen.

Anderer Länder sind uns auch darin voran, daß sie ihre Parlamentsscandale früher gehabt haben als wir. So besonders das vielgerühmte England. Jene Gelehrten, deren Wissenschaft jeweils nur aus den letzten Nummern der Tagesblätter fließt, können uns erzählen, mit welchem Anstand auch die Minorität im englischen Parlament ihren Willen vertritt, welche Ehrfurcht selbst sie dem Präsidenten, welche Achtung sie selbst der gegnerischen Regierung beweist, und allerdings auch, wie nobel sie hinwiederum von beiden behandelt wird. So ist es heute. Aber es war nicht immer so. Mehr als eine ganze Generation hindurch ist die Geschichte des englischen Parlaments voll von Parlamentsscandalen, die oft bis zur Lächerlichkeit genau denjenigen gleichen, die wir heute in Oesterreich erleben. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwa, in den ersten zwanzig Jahren der Regierung Georgs III., die ja auch sonst noch manche auffallende Aehnlichkeit hat mit dem parlamentarischen Oesterreich von heute, waren es gerade die größten Parlamentarier, wie Lord Chatham (der ältere Pitt), Edmund Burke, Fox u. a., die in der parlamentarischen Debatte den Gegner mit allerpersönlichsten Invektiven infamierendster Art geradezu überschütteten. Der Geschichtsschreiber des englischen Parlaments hat die Namen von Sir John Curst, Sir Fletcher Norton, von Mr. Cornwall aufbewahrt, die „sich erdreisteten, den Sprecher (d. i. den Parlamentspräsidenten) zu tadeln, zu unterbrechen, mit ihm unziemlich zu streiten, Ausdrücke des Sprechers zu Protokoll nehmen zu lassen, Anträge zu stellen, daß ein Ausspruch des Sprechers ordnungswidrig sei und die Freiheit der Debatte gefährde“. Genau so wie bei uns jüngst die Herren Schönerer, Wolf, Tro, Daszyński, Pefslar, Funke, Rindermann, Groß u. a. es thun.

Was ist bei den englischen Parlamentsscandalen schließlich herausgekommen? Der englische Geschichtsschreiber sagt: „Seit das Unterhaus zu größerer Macht und Freiheit gelangte, zeigt sich mehr Selbstbeherrschung und willigerer Gehorsam gegen die Autorität des Sprechers“. In der That kann man, vom Gesichtspunkt der Parlamentsscandale, in der Geschichte des englischen Parlaments drei Perioden unterscheiden: die erste, lange Periode des Parlaments ohne entscheidenden Einfluß, aber auch ohne Ambition und ohne Scandale; die zweite, kurze Periode mit Ambition, aber noch ohne Einfluß, und deswegen reich an Scandalen; die dritte

Periode mit glücklich errungenem, alles überragendem Einfluß, mit befriedigter Ambition und deswegen (bis auf das Nachspiel der Irländer unter Parnell) frei von Scandalen. Es hat heftiger Kämpfe und vieler Scandale bedurft, bis die Engländer parlamentarische Gentlemen geworden sind. Und so wird das hoffentlich auch bei uns sich machen.

Der österreichische Parlamentarismus ist, wofern die Zeichen nicht trügen und die Energie der Betheiligten nicht nachläßt, in sein zweites, in das stürmische Uebergangsstadium eingetreten. Vorüber sind die Zeiten, wo das Parlament bloß ein höfischer Turnierplatz war, auf dem selbst der gewaltige Riese Herr v. Plener nur durch Anstand und gute Sitte das Auge der preispendenden Königstochter auf sich zu ziehen trachtete. Damals wurde die Politik ausschließlich bei Hofe gemacht und die dortigen Entscheidungen im parlamentarischen Scheinpiel bloß nachgezogen, sowie Amateure eine berühmte Schachpartie, die irgendwo zwischen Meistern gespielt wird, auf ihrem Brett zu Hause nachziehen. Ein Minister mußte bei Hofe erst gefallen sein, ehe eine parlamentarische Abstimmung ihn vernichtete, eine Partei mußte schon bei Hofe in Gnaden aufgenommen sein, ehe sie in diesem Schein-Parlament zur Macht gelangte. Dieses Causalverhältnis haben zum ersten Mal die Jungezechen umgekehrt. Da sie bei Hofe in unheilbare Ungnade gekommen waren, blieb ihnen nichts anderes übrig, als aus dem Parlament Ernst zu machen. Was ihnen denn auch durch Scandal und Obstruction im böhmischen Landtag und dann im Reichsrath 1895 glücklich gelang. So haben sie sich, freilich nur erst mit halben Mitteln und auf halbem Weg, den Zugang zur Macht erzwungen. Sie haben der Regierung Furcht eingejagt, auf daß man nicht mehr versuche, gegen sie zu regieren. Jetzt sind sie daran, ihr Werk positiv fortzuführen. Man soll nicht nur nicht gegen sie, man soll mit ihnen regieren. Schon haben sie (trotz der nothgedrungenen Verchtigung des Herrn Doctor Pacak) dem Grafen Badeni die entscheidende Textirung der Sprachverordnungen und auch die Ausführungsbestimmungen dazu dictiert. Nun sind sie daran, im Verein mit Polen und Clericalen ihm in Form der Adresse ihr politisches Moment-Programm aufzuerlegen. Und da kommen ihnen plötzlich die Deutschen dazwischen, um ihnen durch eigene Scandale und eigene Obstruction die Combination zu stören. Das ist eine gefährliche Scandal-Concurrenz, die sie denn auch mit wilder Wuth bekämpfen, aber nicht minder mit kurzfristigem Blick.

Denn von einem weiteren Gesichtspunkt aus ist es auch im Interesse der Tschechen wie in dem einer gesunden politischen Entwicklung Oesterreichs überhaupt zu wünschen, daß es auch den Deutschen, ebenso wie den Tschechen, gelinge, sich durch die hier und anderwärts allein bewährten Mittel parlamentarisch zur Geltung zu bringen. In diesem Sinne haben wir seinerzeit die Obstruction der Jungezechen befürwortet, im gleichen Sinne befürworten wir auch heute die der Deutschen. Die nationale Gleichberechtigung der Scandale im Parlament ist ebenso wesentlich für Oesterreich wie die nationale Gleichberechtigung der Sprachen in Amt und Schule. Denn nur dann, wenn jede österreichische Regierung zwei parlamentarische Gefahren zu fürchten hat, die deutsche wie die tschechische Obstruction, erst dann hört das Divido et impera zwischen Deutschen und Tschechen auf, das bisher den österreichischen Regierungen das Leben so leicht gemacht hat, dann ist jede österreichische Regierung, bei sonstiger Gefahr einer parlamentarischen Blockierung von der einen oder von der anderen Seite aus, genöthigt, nicht nur mit den Tschechen, sondern auch mit den Deutschen, also mit beiden zugleich zu gehen und die nun doch von allen Verständigen als einzige europawürdige Lösung der österreichischen Wirren anerkannte Verständigung und Vereinigung von Deutschen und Tschechen, mit etwaigem beiderseitigem Ausschluss unverträglicher extrem-nationaler Elemente, auf der Grundlage politischen Fortschritts und wirtschaftlicher Arbeit, wäre auf diese Art wie von selbst vollzogen. Die polnische Schlachta brauchte dann nicht mehr den österreichischen Staat auf Kosten seiner besten Bürger, jeweils der Deutschen oder der Tschechen, zu retten, und Graf Badeni könnte wieder dorthin zurückgehen, woher er gekommen ist.

So bedeutsam könnt en die Folgen einer gegliückten Scandal- und Obstructionstaktik der Deutschen sein. Sie könnten uns geradezu vom Scheinparlamentarismus zum wirklichen Parlamentarismus hinüberführen. Den Uebergang bilden die parlamentarischen Flegelfahre, in denen wir uns jetzt befinden. Die Deutschen mögen sich nicht einschüchtern lassen durch die Anstands-Predigten und Unverständs-Drohungen zahlloser alter Tantzen. Mag es ihnen zum Trost gereichen, daß — von den neuen tschechischen Ordnungsmännern Raizl, Kramar und Basath gar nicht zu sprechen — selbst die Gentlemen des englischen Unterhauses einst

Katholikenspannungskammer Nr. 5085

Flügel gewesen sind. Und die Deutschen werden sich diesmal ordentlich auslegen müssen, wenn das Ziel erreicht werden soll. Sie müssen sich auf einen längeren und erbitterteren Kampf gefasst machen als die Jungtschechen. Denn ihnen steht die Tradition der *Divide et Impera*-Politik des altösterreichischen Regierungssystems im Wege, die noch immer einseitig mit der jungtschechischen Obstruction paktieren konnte, aber nimmermehr mit beiden, wenn auch die der Deutschen dazukommt. Und die deutsche Obstruction bekämpfen, neben den Polen, noch, wenn auch nur aus Kurzsichtigkeit, die Jungtschechen, die selbst wissen, wie man eine Obstruction macht, und deswegen auch es eher verstehen werden, wie man sie bekämpft, als die parlamentarischen Kinder der deutschliberalen Partei von ehemals. Je höher das Ziel, je größer die Schwierigkeiten, umso ehrenvoller der Sieg für die Deutschen Oesterreichs; umso vernichtender aber auch die Niederlage, wenn die Ausdauer oder der Witz ihnen versagt.

K

Die Lage im Deutschen Reiche.

Man muß sich, um im Wirrwarr nicht die Uebersicht zu verlieren, ab und zu die Hauptfiguren der Streitmassen in groben Umrissen zeichnen. Natürlich ist's nur eine Variante des ewigen Kampfes zwischen Herrschenden und Beherrschten. Es gibt Aristokratien, die vom Volke trotz unaufhörlicher Conflict ertragen und als Führerinnen geehrt werden, weil sie in Unternehmungen vorangehen, die das Volk bereichern, so die altrömische, die venetianische, die heutige englische. Die im Deutschen Reiche dagegen will nur sich selber auf Kosten des Volkes bereichern, und sie umfaßt nicht einmal alle Standesgenossen, indem sie die Katholiken^{*)}, die Polen, die Elsaß-Lothringer, die liberal gesinnten Mitglieder der Geldaristokratie von den höheren Staatsämtern ausschließt. In England wechseln Conservative und Liberale in der Regierung ab (wobei es gleichgültig ist, was diese Bezeichnungen bedeuten oder ob sie gar nichts bedeuten) und auf dem Wege durchs Parlament kann ein Journalist, ja ein Fabrikarbeiter, zu einem hohen Staatsamte gelangen. In Preußen bekommt ein ausgesprochen liberaler Mann nicht einmal einen Landrathposten, wird nicht bestätigt, wenn ihn eine Stadtgemeinde zum Bürgermeister gewählt hat, und Köller hat als Minister des Innern einem vom Kreise einstimmig zum Landrath Gewählten bloß aus dem Grunde die Bestätigung versagt, weil der Mann nur der Sohn eines kleinen Gutsbesizers, also eines Bauern ist. Natürlich ist das ganze Volk von intensivstem Haß gegen eine so unpolitisch exklusive Clique erfüllt.

Es sind bekanntlich die altpreussischen Junker und die Größten von den Großindustriellen, die alles für sich allein haben wollen: den Grundbesitz, das Geldcapital, die hohen Staatsämter und den Lebensgenuss; die daher den Arbeitern das Coalitionsrecht nach Möglichkeit verkümmern und es ihnen völlig zu entziehen streben, um sie ungehindert ausbeuten zu können, die zwar unbeschränkte Vereins-, Versammlungs-, Press-, Rede-, Schimpf-, Verleumdungs- und Agitationsfreiheit für sich in Anspruch nehmen, den Gegnern aber alle diese Freiheiten nehmen wollen und damit besonders auch die Möglichkeit, sich gegen Ausbeutung zu wehren und die auf Gutsböden, in Fabriken, Gruben und Werkstätten herrschenden Uebelstände zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, die endlich Verwaltung, Polizei und Justiz zu Werkzeugen ihrer persönlichen Interessen zu machen bemüht sind, so daß z. B. wenn Gesetzwidrigkeiten oder Verbrechen eines der ihrigen öffentlich bekanntgemacht werden, nicht der Verbrecher ins Loch spaziert, sondern der, der von der Sache gesprochen hat. Nun leben wir aber im constitutionellen Staate; die Herren können daher ihre Absichten nicht ohne Vermittelung der parlamentarischen Körperschaften vollkommen verwirklichen; für sich allein sind sie — Weismannisch gesprochen — nur Determinanten, die sich das herrschende Soma erst aufzubauen haben. An Stoff für diese Verleiblichung fehlt es nun der schönen Seele keineswegs. Da sind die mittleren und kleinen Unternehmer, die des sie freßenden Großcapitals Bundesgenossen werden, um sich während der Galgenfrist, die es ihnen läßt, durch Arbeiter-, Gesellen- und Lehrlingsausbeutung über Wasser halten zu können. Da sind die Bauern und Bauernfreunde, die sich einreden lassen, es sei den Agrariern um die Erhaltung des Bauernstandes zu thun und die von jenen vorgeschlagenen Mittel könnten diesem helfen. (Es gibt unter den Aristokraten wirkliche Bauernfreunde, die für die Bauern uneigennützig und erfolgreich arbeiten; ein solcher ist der Freiherr von Schorlemer-Alst gewesen und ist jetzt noch der Freiherr von Huene, aber die Ploetz und Kardorff sind gemeinschädliche Demagogen.) Da sind die gutgläubigen Bismarckschwärmer, die glauben, weil Bismarck auf Seite der Agrarier steht, müsse deren Sache gut sein. Da sind die Spießbürger, die sich vor dem rothen Gespenst fürchten und der Regierung helfen, unter dem Vorwande der Bekämpfung des Umsturzes die Bürgerfreiheit zu unterdrücken. (Dass es so leicht gelingt, die Spießbürger mit blutigen Bildern der bevorstehenden Greuelscenen zu erschrecken, daran tragen allerdings die Socialdemokraten mit ihren albernen und großmäuligen revolutionären Redensarten die Schuld.) Da sind endlich die protestantischen Fanatiker, die unaufhörlich schreien, die schwarze Internationale sei noch gefährlicher als die rothe. Da sind die Handwerksmeister, die sich mit dem Versprechen der Zwangs-

^{*)} Den Katholiken ist man seit ein paar Jahren ein wenig entgegengekommen, aber beleidigt sind sie, wie ihre fortgesetzten Klagen über Imparität beweisen, noch lange nicht.

immung und dem Kampf gegen die Bäckereiverordnung von den Agrariern und Großindustriellen an der Nase herumführen lassen. Aber alle diese guten Leute, die sich als brave Kälber ihre Metzger selber wählen, reichen nicht hin zur Bildung der ersehnten Kartellmehrheit und daher bleibt den Verschworenen nichts übrig, als die Aufhebung des Reichstagswahlrechtes anzustreben.

Man muß sich klar machen, was das bedeutet; es bedeutet die Auflösung des Deutschen Reiches. Dieses Reich ruht so wenig wie irgend ein anderes auf Verträgen, sondern auf geographischen und wirtschaftlichen Nothwendigkeiten und auf dem aus dem Bedürfnis hervorgehenden Volkswillen. Nun sind es aber gerade die fälschlich so genannten Reichsfeinde, die Katholiken, die socialdemokratischen Arbeiter, die Polen und die Elsaß-Lothringer, welche das Reich wollen, weil sie es brauchen, denn nur in dem aus dem allgemeinen gleichen Wahlrechte hervorgehenden Reichstage können sie ihre Ansprüche mit dem ihrer Zahl entsprechenden Nachdruck geltend machen. Was bleibt vom Reiche übrig, wenn ihm diese Grundlage, die Masse entzogen wird? Antwort: nichts! Denn was übrig bleibt, das ist nicht das Reich; es sind die Interessentkreise einerseits der Agrarier und der Großindustriellen, andererseits der nordöstlichen und der westlichen Agrarier, die einen fortwährenden Steuer-, Tarif- und Canalkrieg miteinander führen und es nächstens vielleicht bis zu einem Kriege für innerdeutsche Zollgrenzen treiben werden, während die Interessen der kleinen Leute durchs ganze Reich hin identisch sind, und außerdem die „Verbündeten Regierungen“, d. h. die mit Mißtrauen, Abneigung und Eifersucht gegeneinander erfüllten Dynastien, also der alte Bund ohne Oesterreich und mit einem größeren, daher den Kleinen umso mehr verhassten Preußen; werden diese Kleinen nicht mehr durch den Kitt des Volkswillens ans Reich gefesselt, so werden sie sich bei der ersten besten Gelegenheit vor Preußen in den Schutz Oesterreichs flüchten. Dynastien ändern ihre Natur nicht, und es ist nicht abzusehen, warum sie es heute anders machen sollten, als sie es alle die Jahrhunderte hindurch immer gemacht haben.

Zwei Hauptkrisse haben die Verschworenen erfunden, mit denen sie zum Ziele zu gelangen hoffen. Der erste besteht darin, daß sie ihre Gegner, d. h. die überwiegende Mehrzahl der deutschen Reichsbürger, als Reichsfeinde, als antinationale und vaterlandslose Gesellen verschreien, was, wie schon aus dem Vorhergehenden folgt, die dümmste aller Verleumdungen ist. Aber sie hat doch lange Zeit gewirkt und viele ehrliche Leute haben nur darum Candidaten der Cartellparteien gewählt und für die diesen genehmen Gesetzworschläge gestimmt, weil sie sich nicht zu Reichsfeinden stempeln lassen wollten. Jetzt indes ist der Kunstgriff verbraucht und zieht nicht mehr. Als man ihn jüngst noch einmal im Flottenstreite anzuwenden versuchte, erregte er nur noch Heiterkeit. Die „Nationalen“ mochten jammern, soviel sie wollten, die unpatriotische Mehrheit habe den Flottenplan abgelehnt und das Vaterland wehrlos gemacht, jedermann wußte ja, daß der Reichstag gar nicht in der Lage gewesen war, einen Flottenplan abzulehnen, weil ihm keiner vorgelegt worden war; es sind nur an einer Etatsposition von 58 Millionen 12 Millionen gestrichen worden. Es handelte sich dabei vorzugsweise um zwei Kreuzer. Man wußte nun ferner, daß vor zwei Jahren die Conservativen zwei Kreuzer, vor drei Jahren die Nationalliberalen einen abgelehnt haben. Damals hat kein Hahn darüber gekräht und war das Vaterland nicht in Gefahr; Beweis genug, daß die Entrüstung über den Abstrich nur Heuchelei ist und daß es den Herren, wie immer, wenn sie mit der nationalen Posaune vor sich herblasen lassen, nicht um die Sache, sondern um ihre bekannten selbstsüchtigen Zwecke zu thun ist. Es ist möglich, daß wir mehr und bessere Schiffe brauchen — auch ein paar wirklich ehrliche Patrioten behaupten es, und beurtheilen können wir Laien das ja nicht — aber wenn wir's glauben sollen, muß es von andern Leuten als von den Goldschreibern der Stumm und Consorten, muß es ohne den widerlichen „nationalen“ Klimbim, ohne Heße gegen den Reichstag und ohne Lügen gesagt werden.

Der andere Kunstgriff besteht in der planmäßigen Pflanzung und Pflege der „monarchischen Gesinnung“, das heißt einer abergläubigen, orientalisirten-byzantinisch-russischen Verehrung des Monarchen und der Dynastie, die jede Opposition gegen die Regierung als Empörung gegen die geheiligte Person des Monarchen, solche Empörung aber als den fluchwürdigsten Frevel erscheinen läßt. Wer an der Hand der Kreuzzeitung, der „Post“ und der „Schlesischen Zeitung“ die Geschichte dieser Pflanzung schreiben wollte, würde ein sehr interessantes und verdienstliches Werk vollbringen. Auch dieser Kunstgriff zieht nicht mehr, denn das Volk hat seit sieben Jahren beobachtet, wie die Prediger der monarchischen Gesinnung die Minister des Kaisers mit Schmähungen und nichtswürdigen Verleumdungen verfolgen, mit unerhörten Mänken zu stürzen versuchen und einige wirklich gestürzt, und wie sie aus dem Hinterhalt so lange vergiftete Pfeile auf den Kaiser selbst abgeschossen haben, bis sich dieser ihnen ergeben hat; jedermann steht heute ein, daß der Monarch diesen Monarchisten nur als Werkzeug dienen soll zur Unterjochung des Volkes. Selbstverständlich verfolgen die Majestätsbeleidigungsprocesse denselben Zweck, und die haben nun bei der Neigung des jetzigen Kaisers, auf eigene Faust ohne seine Minister Politik zu treiben, zu dem unhaltbaren Zustande geführt, daß über den zur Zeit wichtigsten Factor der Gesetzgebung nicht

öffentlich gesprochen werden kann. Der Kaiser, meldeten die Zeitungen, habe seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, ein Telegramm geschickt, worin er die Reichstagsmehrheit vaterlandslose Gesellen genannt habe, und dieses Telegramm habe der prinzipale Admiral im Auftrage des Kaisers seinen Mannschaften vorlesen müssen. Ueber so etwas muß doch gesprochen werden, und da war es denn natürlich, daß die Socialdemokraten im Reichstage die Aufhebung der Strafwürdigkeit der Majestätsbeleidigung beantragten. In der Debatte darüber am 12. Mai fragte der Herr von Lewehow: „Kann man denn nicht kritisieren ohne zu beleidigen?“ Nein, das kann man nicht ungestraft, denn die Staatsanwälte verfolgen sogar die wissenschaftliche Kritik der Regierungshandlungen längst verstorbener Monarchen als Majestätsbeleidigung. Zum Pflanzungssystem gehört u. a., daß die Blätter der Verschworenen in jeder zehnten Zeile ihrer patriotischen Leitartikel: „unser kaiserlicher Herr“ schreiben. Einen Herrn haben die Bedienten und die Knechte; wenn wir, als Bürger, einen Herrn haben, so sind wir, politisch, noch gar kein Culturvolk. Staatsbürger haben einen ersten Staatsbeamten. Sie mögen diesen höchsten Beamten bis ans Ende der Zeiten aus einer geliebten und verehrten Dynastie wählen oder nach Erbrecht hervor gehen lassen, aber das Verhältnis zwischen Staat und Regent un-
lehren lassen, das dürfen sie nicht.

Mit diesen Mitteln haben nun die Verschworenen einen Feldzug gegen Volk und Reichstag geführt, der mit dem Septennatsrummel von 1887 begann, durch die arbeiterfreundlichen Anwendungen des Kaisers drei Jahre lang, von 1889 bis 1892, unterbrochen wurde und im Mai 1895 mit der Niederlage, die die Herren durch die Ablehnung der Umsturzvorlage erlitten, ein vorläufiges Ende nahm. Ich habe die Geschichte dieses verunglückten Feldzuges in der Nr. 33 der „Zeit“ vom 18. Mai 1895 kurz erzählt. Er verunglückte, weil der Kaiser und Bismarck persönlich verfeindet sind, weil die Höfingepartei und die Bismarck ergebenen Cartellparteien gegen einander operierten, weil die Agrarier mit den Großindustriellen nicht völlig übereinkommen konnten, weil der Kaiser zwischen beiden schwankte, und weil der Kaiser große, vielverheißende Worte zu sprechen pflegt, ohne die entsprechenden Thaten nachfolgen zu lassen. Seitdem haben sich die Aussichten der Verschworenen in einer Beziehung gebessert und in einer anderen verschlechtert. Die Agrarier haben, wenn auch nicht alle Großindustriellen, so doch die allergrößten, und namentlich ihren einflussreichsten, den Freiherrn von Stumm, ganz auf ihrer Seite; sie haben — wohl mittelst Stumms — auch den Kaiser gewonnen und die Minister fette gemacht. Andererseits aber ist die Opposition bis in die Reihen der Nationalliberalen hinaufgestiegen, die nun einsehen, daß ihre 27 Jahre lang genährte Hoffnung, einmal aus der Schlüssel mitessen zu dürfen und für treue Dienste belohnt zu werden, vergebens ist, und daß auch ihnen der Maulkorb droht, wenn sie in der Wahrung ihrer rechtmäßigen Interessen den ostelbischen Junkern oder den großen Eisenbaronen ins Gehege kommen; ja die „Kölnische Zeitung“ hat sich jüngst zu dem kühnen und die Lage treffend zeichnenden Sage ermannt: „Entwickeln sich die Dinge so weiter, so wird sich die nächste Wahl zu einer Kraftprobe zwischen dieser machthungrigen Intrigantentiquette und dem gesammten Bürgerthum gestalten“. Ob nun ein Stück von dem vorliegenden Maulkorbgesetz angenommen wird oder nicht, das ist ziemlich gleichgültig. In jedem Falle wird das Vereinsgesetz vorläufig im Geiste Stumms weiter angewendet werden: im Dienste der Privilegierten und zur Fesselung der Nichtprivilegierten; aber den Schein, als ob die Regierung die ungetheilte Billigung auch nur der beiden obersten Censusschichten für diese Praxis hätte, wird sie in keinem Falle erwecken können.

Die Zukunft des deutschen Volkes hängt davon ab, ob sich seine Massen, gleich denen des englischen Volkes, auf große Ziele zu einigen vermögen, und ob es gelingt, die Regierung, die bis jetzt bald Werkzeug der Verschworenen ist, bald in dem Bemühen, es weder mit ihrer Pflicht noch mit den Allgewaltigen zu verderben, halbtoll und hersehwaun, ob es also gelingt, diese Regierung zur Vollstreckerin dieses Volkswillens zu machen. „Dank der natürlichen Begabung des deutschen Volkes,“ so schloß ich den Artikel vom 18. Mai 1895, „dank ferner der Strammheit und lebenwecenden Kraftlosigkeit des Hohenzollernregiments, der Geistesarbeit deutscher Denker und Dichter, der kurzen aber nicht wirkungslos vorübergegangenen Herrschaft des Liberalismus wird das Deutsche Reich von einem Volke bewohnt, wie es in der Welt kein zweites gibt: einem über 50 Millionen starken Volke, das, körperlich kräftig und rüstig, bis in seine untersten Schichten hinein intelligent, gebildet, regsam, tüchtig, arbeitsam, voll Munterkeit und Spannkraft ist. Was könnte dieses Volk nicht Großes schaffen, wenn es nicht dazu verurtheilt wäre, einen so großen Theil seiner Kraft in jämmerlichen Raubalgereien zu vergeuden!“

Reiße.

Karl Jentsch.

Die „gestempelte“ Strafgerichtsbarkeit.

Der neueingebraachte Entwurf eines Gerichtsgebührengesetzes, welches zugleich mit der neuen Civilprozessordnung am 1. Jänner 1898 ins Leben treten soll, normiert auch eine Gebühr für gewisse Eingaben und Urtheile in Strafsachen, die vor den ordentlichen Strafgerichten und den Gefällsstrafgerichten zur Verhandlung gelangen.

Der mittelst Eingabe oder der protokolllarisch eingebrachte erste Antrag des Privatanklägers, sofern nicht der Staatsanwalt die Vertretung desselben übernimmt, ist bei Vergehen, die vor den Geschworenen zur Aburtheilung gelangen, mit 20 Kronen, bei anderen Vergehen mit 10 Kronen und bei Uebertretungen mit 2 Kronen belegt. Für die Strafurtheile und freisprechenden Urtheile der ordentlichen Strafgerichte sind sogenannte Mahngebühren normiert. Bei einem vor das Geschworenengericht gehörigen Verbrechen beträgt die Gebühr 40 bis 1000 Kronen, bei einem anderen Verbrechen oder einem vor das Geschworenengericht gehörigen Vergehen 40—400 Kronen, bei einem anderen Vergehen 20—200 Kronen, in Uebertretungsfällen 4—40 Kronen. In keinem Falle darf die Gebühr mehr betragen als den vierten Theil der verhängten Vermögensstrafe oder jenes Betrages, welcher der verhängten Freiheitsstrafe nach dem Maßstabe von 10 Kronen für jeden Tag derselben entspricht. Auch werden für Urtheile, mittelst deren über privatrechtliche Ansprüche entschieden wird, Gebühren festgesetzt. Das ist eine Neuerung, die dem Geiste der österreichischen Strafjustizpflege widerstrebt.

Der Staat gibt seinen Unterthanen nichts umsonst. Außer den Sonnenstrahlen und der die Athmung ermöglichenden Luft, die von einer Besteuerung nur schwer getroffen werden könnten, ist alles andere, was das Leben erhält und fördert, der Steuer unterworfen. Für die Abgaben übernimmt jedoch der Staat den Bürgern gegenüber gewisse Pflichten. Die oberste derselben ist der Rechtsschutz: der Schutz der Person und des Eigenthums. Wo durch Verletzung der Integrität von Person oder Eigenthum zugleich auch die öffentliche Rechtsordnung gestört erscheint, schützt der Staat Person und Eigenthum durch Anwendung der ihm zustehenden Strafgewalt. Anderenfalls genügt der Civilrechtsschutz. Es ist offenbar, daß im Rechtsschutz durch Strafgewalt Person und Eigenthum nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um der öffentlichen Rechtsordnung willen geschützt werden. Mit anderen Worten: der Staat schützt, indem er die Verletzung einer Person oder ihres Eigenthums bestraft, zugleich die allgemeine öffentliche Rechtsordnung vor Verletzungen in der Zukunft. Dieser Rechtsschutz ist also zugleich Selbstschutz des Staates, das ist Schutz aller seiner ihm bildenden Mitglieder. Diesen Rechtsschutz gewährt der Staat, seitdem er die Strafgewalt an sich gezogen und die Selbsthilfe, sowie die Blutrache mit Strafe bedroht hat, seinen Mitgliedern scheinbar unentgeltlich. Scheinbar unentgeltlich! Denn im Grunde genommen wird ja der Strafapparat des Staates auch von den Steuern der Bürger im Betriebe erhalten, aber er verschmähte es bisher, und zwar mit Recht, gerade im Augenblicke, wo er zu functionieren beginnen soll, sofort Bezahlung in Form von Stempeln und Gebühren zu verlangen. Der die Strafgewalt aufrufende Bürger befindet sich in der Gefahr, an Leben, Gesundheit, Freiheit, Ehre oder Vermögen ungestraft geschädigt zu werden. Eine jegliche Verletzung dieser strafrechtlich geschützten Güter versetzt den Verletzten in eine Nothlage, aus der er so rasch als möglich durch den im voraus hiefür bezahlten Staat befreit werden soll. In dieser Gefahr und Nothlage aber noch über die durch die allgemeinen Abgaben geleistete Vorausbezahlung hinaus eine Aufzahlung in Form von Stempeln und Gebühren zu verlangen, widerspricht der Würde des Staates als des Retters in der Noth und trägt der Nothlage des Bürgers als des Hilfsuchenden keine Rechnung. Ebenso wie es moralisch unschön wäre, wenn ein Arzt bei Gefahr im Verzuge, ehe er das Messer anlegt, um den heilbringenden Schnitt zu führen, vorerst und unbekümmert um die aufgeregte Gemüthsverfassung seines Patienten diesem Geld abhandeln wollte, ebenso unschön ist es, einem Nothleidenden seinen Schutz und seine Hilfe erst unter der Bedingung einer vorausbezahlten Entlohnung angeheihen zu lassen.

Dies mag gewiß ein instinctiv empfundener Grund gewesen sein, weshalb die Staatshilfe in Strafsachen seit jeher steuer- und gebührenfrei gewährt wurde. Es ist eine viel zu erhabene Pflicht des Staates, ja, seine oberste Pflicht, dem durch ein Verbrechen, Vergehen oder eine Uebertretung in seinem Rechte gekränkten Bürger sofort hilfreich die Hand zu bieten und diese Hilfe nicht erst noch von einer Anzahlung abhängig zu machen. Gesezt aber, es würde sich der Staat über diese „ideal angehauchte“ Auffassung von Rechtsschutz und übernommener Pflicht mit kalter Berechnung eines nach praktischen Maximen von Leistung und Gegenleistung handelnden Individuums hinwegsetzen — ist er da auch berechtigt, eine Bezahlung für denjenigen Theil des Schutzes zu verlangen, den er sich selbst angeheihen läßt, indem er durch Anwendung der ihm übertragenen Strafgewalt auch in einzelnen Fällen die öffentliche Rechtsordnung schützt? Ist er ferner berechtigt, vom einzelnen Bezahlung zu verlangen, was allen anderen Mitgliedern zugute kommt, die obendrein so glücklich sind, nicht die Verletzten zu sein?

Der Staat straft wohl, um das Unrecht, das dem einzelnen widersuhr, nach Möglichkeit wieder gutzumachen, was leider in den seltensten Fällen gelingt (man denke an Mord, Todtschlag, körperliche Verletzung und an Vermögensdelicte, die von armen, ersatzunfähigen Individuen begangen werden), aber in allen Fällen straft er, um die verletzte öffentliche Rechtsordnung wieder herzustellen in seinem Interesse und in dem aller. Soll da der einzelne, weil er eben die ihm gewiß nicht willkommenere Veranlassung des Einschreitens der Strafgewalt war, noch obendrein für die beiden vitalen Interessen, die Staat und Gesellschaft an der Auf-

rechtshaltung der Rechtsordnung haben, allein aufkommen? Läßt sich nach der Maxime der Entlohnung von Leistung um Gegenleistung eine gerechte Verteilung finden und ermitteln, wie hoch das Interesse des Staates und der Gesellschaft und wie hoch das des Verletzten im einzelnen Falle der Strafanwendung zu bewerten sei? Keinesfalls — und solange dies nicht ausgerechnet ist, und es kann niemals ausgerechnet werden, solange sollte man niemandem für geleistete Rechtshilfe in Strafsachen etwas anrechnen. Thut man dies, dann erschwert man ihm die Rechtsverfolgung unter gleichzeitiger Verbote der Selbsthilfe und zwingt ihn in dem Maße, als man ihm die unentgeltliche Rechtshilfe verweigert, zur Selbsthilfe zurückzukehren, denn das Repressionsgefühl gegen erlittenes Unrecht wogt so mächtig in der Menschenbrust, daß Stempel und Gebühren es niemals eindämmen, es vielmehr immer zur Selbsthilfe zurücktreiben werden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einen Blick auf die einzelnen Gebühren werfen.

Die Privatanklage dient seit einiger Zeit den Anhängern der Stempel- und Gebührenpflicht für Strafsachen als Stiefkind. Wenn einer, so rasonieren sie, seine Ehre vor den Schranken des Gerichtes retten will, so soll er hierfür auch bezahlen, und wozu überhaupt die Unmasse von Ehrenbeleidigungsklagen? Stempel und Gebühren, so denken sie weiter, werden die Ueberbürdung der Gerichte mit Ehrenbeleidigungsklagen verhindern und folglich auch die Gerichte entlasten. Beides ist unrichtig. Die Ehre, die der einzelne durch die Strafgewalt des Staates herstellen will, ist nicht seine Ehre allein, sondern die allgemein anerkannte und vom Staate zu schützende bürgerliche Ehre. In der Verletzung der Ehre des einzelnen liegt zugleich die Verletzung der allgemeinen bürgerlichen Ehre, die jedem unbescholtenen Mitgliede der Gesellschaft zukommt, und diese Ehre ist gewiss ein des Staates schützenswürdiges Gut, soll nicht anders bei erschwerter und verteuerteter Rechtshilfe wieder das Faustrecht emporkommen.

Anstatt 20 Kronen in Stempeln der Privatklage aufzuleben, mit der einer den Beleidiger seiner Ehre vor die Schranken des Schwurgerichtshofes fordert, und sich der Gefahr auszusetzen, 40 bis 400 Kronen an Urtheilsgebühren zu bezahlen für den Fall des Freispruches des Beleidigers (was bei Geschworenen nicht gar so selten vorkommen wird), wird es ihm viel leichter fallen und auch billiger zu stehen kommen, den Beleidiger eigenhändig „abzustempeln“ und schlimmstenfalls für die Uebertretung 20 Kronen Geldstrafe und nur 2 Kronen für die Stempel der Privatklage und höchstens 5 Kronen an Urtheilsgebühr, zusammen also 27 Kronen zu bezahlen, vorausgesetzt, daß diese Summen der Gebühren einbringlich sind. Hierbei hat der Beleidigte obendrein die Satisfaction, den Beleidiger gebührend geächtigt zu haben. In solchen Excessen in Ehrenbeleidigungssachen wird so mancher durch eine rein kaufmännische Berechnung hingedrängt werden, wenn man ihm die Rechtshilfe in so unerhörter Weise verteuern sollte. Rechnet dann auch der Verohrte mit dem Kleinsten nach, so bleibt ihm gleichfalls der viel billigere Weg offen, die erhaltenen Ohrfeigen sofort und vielleicht noch mit einer „Mehrgebühr“ zu erwidern, anstatt einen kostspieligen Proceß einzuleiten. Es ist einfach unabsehbar, wohin derlei „wohlfeile“ Compensationen in Ehrenbeleidigungen zu führen vermögen, wenn nicht geradezu die Parteien zu denen gehören, welche Ehrensachen mit den Waffen austragen oder über Geldsummen verfügen, die ihnen den Proceß ermöglichen. Sollen aber die Stempel und Gebühren den Zweck der Klagenminderung verfolgen, dann ist die Rechnung des Herrn Finanzministers, aus diesen Gebühren etwas für den Staatsfiskus hereinzubringen, eine vollends irige, denn weniger Klagen bedeuten weniger Stempel und Gebühren, wozu also das Gesetz?

Die vermeintliche Entlastung der Gerichte wiegt wiederum bei weitem nicht den Schaden auf, den die Rechtsordnung erleiden würde. Man denke beispielsweise an die Fälle, wo Ehrenbeleidigungen durch Veröhnung geschlichtet werden und Ruhe und Frieden unter den Streitenden geschaffen wird. Wird da eine solche Veröhnung so leicht zustande gebracht, wenn die Urtheilsgebühr wie ein böser Dämon zwischen die Streitenden tritt? Wer soll diese Urtheilsgebühr bezahlen? Der Privatankläger? Ja, denn er tritt von der Anklage zurück, aber er ist ja der Beleidigte und hat bereits 2 oder 20 Kronen für den ersten Antrag bezahlt; soll er da noch auch die Urtheilsgebühr bezahlen? Dagegen wird er sich sträuben und wird sie vom Angeklagten verlangen. Dieser ist aber arm und kann's nicht — also bleibt nichts übrig als sich unverföhlich zu geben, die Verurteilung des Beklagten zu verlangen und der Staatskassa soll dann beim verurteilten Armen die Gebühr hereinzubringen versuchen, wenn er's vermag. Das ist die Perspektive. Die Ehrenbeleidigungsklage, die so recht eigentlich das Sicherheitsventil gegen vorzubehende größere Explosionen menschlicher Leidenschaften ist, muß, wie dieses sich leicht öffnen soll, auch leicht angebracht werden können. Stempel und Gebühren, die die Anbringung der Klage erschweren, vermehren die Gefahr der Explosion. Man kommen noch die Gebühren für Strafurtheile dazu. Der Anzeiger soll sie bezahlen, wenn der Angeklagte freigesprochen wird, sonst dieser. Das bedeutet eine imminente Gefahr für die Strafrechtspflege. Wenn die beschädigte Partei eventuell gefaßt sein muß, 40—1000 K zu zahlen, und sie muß ebenso auf 1000 K wie auf 40 K gefaßt sein, dann

wird sie viel lieber auf die Rechtsverfolgung verzichten, als sich einem so kostspieligen Proceß aussetzen, dem noch meistens die Ungewissheit der Einbringlichkeit des Schadens anhaftet. Zum Schaden der Gerechtigkeit also und der öffentlichen Rechtsordnung wird so manche Anzeige eines verübten Vergehens unterbleiben. Noch größer aber wird dieser Schaden für die Strafgerechtigkeit sein, wenn eine Partei bereits die Anzeige eingebracht haben wird und nunmehr mit allen Mitteln sich vor einem Freispruche des Angeklagten, d. i. vor der eigenen Verurteilung in die Urtheilsgebühr wird schütten wollen. Die Furcht vor einer Urtheilsgebühr von 40—1000 K oder 40—400 K ist unter Umständen geeignet, bei manchen minder gewissenhaften Individuen das Interesse der Gerechtigkeit der Vermeidung von der Gebührensatzung hintanzusetzen und mit der Wahrheit arges Spiel zu treiben. Der Angeklagte ist dann nicht nur einer Urtheilsgebühr, sondern obendrein auch noch einer ungerechten Verurteilung ausgesetzt. Wird der Angeklagte verurteilt, so muß er die Gebühr bezahlen — wird er sie aber immer bezahlen können? Kaum.

Die Einnahmen aus den Gebühren in Strafsachen sind von höchst problematischem Werte, hingegen ist die Schädigung der Strafrechtspflege durch dieselben gewiß. Die einzig gerechte Bestimmung ist vielleicht die Festsetzung einer Gebühr für Urtheile, mittelst deren über Privatrechte im Strafproceß entschieden wird. Diese sollte aber nur dann bemessen werden, wenn die Einbringlichkeit des liquidirten Schadens feststeht. Eine Civillage bringt man nach reiflicher Erwägung über die Leistungsfähigkeit des Gegners ein. In Strafproceßes muß man manchmal wider Willen als Beschädigter figurieren und schließt sich dem Strafverfahren bloß von der Hoffnung geleitet, möglichenfalls doch theilweisen Schadenersatz zu erlangen an. Will man auch diese Hoffnung gleich mit einer Gebühr belegen, dann zwingt man den Privatbetheiligten beim leisesten Zweifel über die Einbringlichkeit zum Verzicht auf seine Privatrechte. Besser, nützlicher und würdiger für Staat und Gesellschaft und die strafende Gerechtigkeit insbesondere würde es sein, von Gebühren in Strafsachen ganz Umgang zu nehmen.

Lemberg

Dr. J. Horowitz.

Wie man einen Heiligen macht.

Von einem römischen Clericaten.

Am 27. Mai d. J. hat Papst Leo XIII. zwei feierliche Heiligsprechungen vollzogen. Die Heiligsprechung ist eine in der katholischen Kirche ziemlich seltene Feier. Während des ganzen Pontificats von Pius IX., das 32 Jahre währte, bekam Rom nur zweimal dieses Schauspiel zu sehen. Unter Leo XIII. dagegen ereignete es sich innerhalb nicht ganz 20 Jahren nun schon zum drittenmal, und zwar 1881, 1888 und jetzt 1897.

Das Neue an den gegenwärtigen Canonisierungen ist, daß sie zum erstenmal seit 1867 im Dome von St. Peter vorgenommen wurden, statt wie in den Jahren 1881 und 1888 im Innern des Vaticanus. Die Ausschmückung der Peterskirche hat nicht weniger als 60.000 Francs gekostet. Ebenso kann man etwa 50.000 Francs für Beleuchtungskosten rechnen. Wie man sieht, ist also eine Heiligsprechung keine Kleinigkeit, sondern eine ziemlich theuere Geschichte. Dies erinnert mich an eine Anekdote, die mir ein alter Cardinal erzählt hat. Der Prinz Falconieri wollte allein die Kosten der Heiligsprechung seiner Verwandten, der heiligen Juliane von Falconieri tragen. Die Spesen waren ungeheuer und am Abend des Festtages, der den größten Theil seiner Revenuen verschlungen hatte, versammelte der Fürst seine Kinder um sich, und sagte zu ihnen: „Meine Kinder, seid so fromm und gottselig als ihr wollt, aber werdet keine Heilige; das ist zu kostspielig.“

Die beiden Seligen, die am 27. Mai zum Range der Heiligkeit erhoben werden, sind der Selige Fourier, ein Franzose, und der Selige Zaccaria, ein Italiener. Fourier lebte in Poitiers, zur Zeit Richelieus und war ein Gegner des großen Cardinals, dessen französische Politik er bekämpfte, während er selbst damals die deutsche Politik vertrat. Sonderbarerweise gehörte der Phalanstier Fourier, einer der Stammväter des heutigen Socialismus, derselben Familie an, wie der künftige Heilige. Was den Seligen Zaccaria betrifft, so lebte er in Mailand zu Anfang des XVI. Jahrhunderts und ist der Gründer des Barnabiten-Ordens, eines Ordens, der nur in Italien besteht und sich hauptsächlich mit der Erziehung der Jugend befaßt.

Da sich die Gelegenheit gerade ergibt, so mag es für die Leser der „Zeit“ interessant sein, zu erfahren, wie es die katholische Kirche anstellt, um die Heiligkeit einer verstorbenen Person nachzuweisen und zu proclamieren: mit anderen Worten, sie heilig zu sprechen.

In den ersten Jahrhunderten des Bestehens der christlichen Kirche waren die Märtyrer die ersten Heiligen, denen die Gläubigen einen besonderen Cult weihen. Aber auch damals schon durfte dieser Cult nicht stattfinden ohne die Zustimmung der kirchlichen Autoritäten. Schon im IV. Jahrhundert unterschied man anerkannte und nicht anerkannte Märtyrer (*Vindicatos et non vindicatos*).

In Carthago

diaconus Cecilianus verwiesen und vom Erzbischof verurteilt, weil sie einen noch nicht offiziell anerkannten christlichen Märtyrer öffentlich angebetet hatte. Damit ein Märtyrer als Heiliger anerkannt werde, mußte damals die bischöfliche Behörde, von Belegen unterstützt, constatieren, daß er um des wahren, rechten Glaubens willen den Tod erlitten habe. Es war dies umso notwendiger, als vom IV. Jahrhundert ab zahlreiche Ketzer und Schismatiker von den Befolgern getödtet wurden. Der heilige Hieronymus schrieb zu seiner Zeit darüber: „Quae martyrum facta causa inquirenda est.“ („Man muß erforschen, wofür der Märtyrer gestorben ist.“)

Dieser Vorgang erhielt sich bis ins X. Jahrhundert. Bis dahin hatte jeder Bischof das Recht, für seine Diocese die Handlungen der Märtyrer und der Bekenner zu prüfen, und sie unter die Heiligen zu versetzen, ohne daß jedoch ihre Anbetung sich über die Grenzen seines Sprengels erstrecken durfte. Erst seit dem X. Jahrhundert ist das Recht der Canonisierung ausschließlich dem Papst vorbehalten und erstreckt sich die Anbetung der Heiligen über die ganze Kirche.

Alexander III. und Innocenz III. waren die ersten Päpste, welche offiziell verfügten, daß das Vorrecht, heilig zu sprechen, lediglich dem Oberhaupt der Kirche vorbehalten sei. Die Bullen, welche sie über diesen Gegenstand erließen, bilden die Grundlage des Canonisierungsverfahrens, wie es noch heutigen Tages gehandhabt wird.

Der Modus wurde endgiltig festgestellt durch Sixtus V., als er mittelst der Bulle: „Immensa aeterni Dei“ die Congregation der Riten einsetzte, welcher die Prüfung aller die Seligsprechung und Heiligsprechung betreffenden Angelegenheiten zugewiesen wurde.

Das Verfahren, mittelst dessen die Heiligkeit einer verstorbenen Person bewiesen und proclamirt wird, ist ein äußerst eingehendes. Stirbt jemand, wie der technische Ausdruck lautet, im Geruche der Heiligkeit, so leitet der Bischof des Sprengels zunächst einen Proceß über das Leben dieser Person ein und bildet ein geistliches Tribunal, das sich mit der Prüfung der Thatfachen zu befassen hat. (Im verflochtenen März hat der Erzbischof von Paris ein derartiges Tribunal eingesetzt, um über das Leben und den Tod der Märtyrer der Commune vom Jahre 1871 Erhebungen zu pflegen.) Man befragt die Zeugen, welche den Verstorbenen gekannt haben, und nimmt ihre Aussagen zu Protokoll. Lauten die Zeugnisse im ganzen günstig, so vereinigt der Bischof die Schriftstücke des Proceßes, übergibt sie der Congregation der Riten und verlangt, daß, wie man das bezeichnet, das Verfahren eingeleitet werde.

Zugleich ernimmt er in Rom einen sogenannten „Postulator“ oder „Betreiber“, das heißt einen Priester, der speciell mit allen zur Durchführung des Proceßes nöthigen Schritten betraut wird. Der Postulator verfertigt mit Hilfe eines Advocaten (des sogenannten „Advocatus Dei“ oder „Gottesanwalts“) eine Liste aller Tugenden des Gottesknechtes, der heilig gesprochen werden soll, und studiert sorgsam sein Leben und seine Schriften. Namentlich die Prüfung der Schriften ist von großer Wichtigkeit, um zu erfahren, ob sie nichts Ketzerisches enthalten. Diese Aufgabe bereitet oftmals Schwierigkeiten. So wird man vermuthlich einen der Gefährten des Heiligen Ignaz, den Pater Laynez, der eine wichtige Rolle beim Concil von Trient spielte, wegen seiner schlechten Handschrift niemals heilig sprechen können. Die Handschrift dieses Jesuiten, der umfangreiche Werke hinterlassen hat, war so entsetzlich, daß zwei Jesuitenpater über dem Entziffern derselben das Augenlicht eingebüßt haben.

Ist einmal die Arbeit des Postulators und des Gottesanwaltes beendet, so wird sie einer Persönlichkeit übergeben, die man den „Promotor fidei“ nennt, und welche die Rolle des öffentlichen Anklägers (oder „Advocatus Diaboli“, wie man hier sagt,) zu spielen hat. Der Teufelsanwalt hat die Aufgabe, alle ihm übergebenen Documente sorgfältig zu durchstöbern, die schwachen Punkte hervorzuheben, mit einem Wort, so weit er das vermag, das Werk des Postulators zu zerstören. Hierauf entgegnet ihrerseits wieder der Postulator und der „Gottesanwalt“, und schließlich vereinigt sich die Congregation der Riten, welche dabei die Rolle des Kampfrichters spielt, in feierlicher Sitzung und spricht ihre Entscheidung aus. Lautet dieselbe günstig, so ist das Verfahren offiziell eingeleitet, die Congregation der Riten ermächtigt, sich damit zu befassen, und der Diener Gottes nimmt den Titel „Ehrwürdig“ an. Genau in diesem „Stadium“ befindet sich die Angelegenheit der Jeanne d'Arc, welche gegenwärtig den Titel die „Ehrwürdige“ führt. Es ist jedoch verboten, die „Ehrwürdig“ öffentlich anzubeten.

Ist das Verfahren einmal eingeleitet, so prüft die Congregation der Riten vor allem eingehend die Tugenden des künftigen Heiligen und sodann die Wunder, die nach seinem Tode durch seine Vermittlung geschehen. Diese Untersuchung ist eine äußerst gewissenhafte; man verhört die Zeugen, wenn es welche gibt, oder setzt lange Denkschriften darüber auf. Der „Promotor fidei“ oder „Teufelsadvocat“ erhebt Schwierigkeiten, und über jede einzelne Frage finden lange Debatten statt, welche in der feierlichen Sitzung der Congregation der Riten ihren Abschluß finden, in welcher der Papst seine Entscheidung über jede vorgelegte Frage fällt. Besonders die Prüfung der Wunder gibt Anlaß zu gründlichen Nachforschungen. Diese Wunder bestehen fast immer in Krankheitsheilungen. Seit langer Zeit schon verweist die

römische Kirche die Heilung sogenannter nervöser Krankheiten aus der Reihe der Wunder, wie z. B. die plötzliche Heilung gewisser Lähmungen, welche keine organische Verletzung des Nervensystems nach sich ziehen. Es bedarf zum mindesten zweier wohl erwiesener Wunder, damit die Congregation der Riten einem schon „ehrwürdig“ erklärten Verstorbenen die „Seligsprechung“ zuerkennt. Die „Seligsprechung“ ist somit der zweite Schritt zur Canonisation. Die Seligsprechung wird von der Congregation der Riten feierlich, zumeist in der Peterskirche, vollzogen.

Man celebriert die Messe, dann verliest der Secretär der Congregation das päpstliche Decret, das die „Seligsprechung“ verkündet, und sodann werden das Bild und die Reliquien des neuen „Seligen“ zur Anbetung der Gläubigen aufgestellt.

Nach der Seligsprechung kommt die Heiligsprechung. Wenn sich nach der Seligsprechung neue Wunder ergeben, so kann der Postulator der Angelegenheit verlangen, daß die Congregation der Riten den Proceß aufs neue aufnehme. Man beschränkt sich hierbei darauf, die neuerlichen Wunder genau zu untersuchen und ihre Thatsächlichkeit festzustellen. Lautet das Urtheil der Congregation der Riten günstig, so wird das Verfahren der Canonisation eingeleitet und dieselbe vom Papst in drei aufeinanderfolgenden Consistorien verkündet. Man nennt Consistorien die Versammlungen des Cardinals-Collegiums, denen der Papst vorsteht.)

Dann findet die Festlichkeit der Canonisation statt, die sich ungefähr in der gleichen Weise wie die Seligsprechung vollzieht, nur daß sie noch feierlicher ist.

Gleichwohl besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen der Seligsprechung und der Heiligsprechung. Bei der Heiligsprechung tritt die Unfehlbarkeit des Papstes direct in Kraft, was bei der Seligsprechung nicht der Fall ist. Man kann an der Heiligkeit eines „Seligen“ zweifeln, ohne ein Ketzer zu sein, aber es ist ein Glaubensartikel, daß man an die Heiligkeit eines „Canonisirten“ glauben muß.

Die Verbringung der zur Seligsprechung und Heiligsprechung nöthigen Beweise dauert manchmal mehrere Jahrhunderte; manchmal aber vollzieht sie sich sehr rasch. So hat Leo XIII. vor zwei Jahren zwei französische Missionäre selig gesprochen, die in Tonking den Märtyrertod fanden, die Seligen Perboyre und Chanel, und die Brüder des seligen Perboyre wohnten der Feier bei.

Bezüglich der gewissenhaften Gründlichkeit, womit die Congregation der Riten die Wunder untersucht, welche der Seligsprechung und Heiligsprechung zur Grundlage dienen sollen, erzählt man sich in Rom folgende Geschichte: Ein englischer Protestant tadelte in Gegenwart eines Mitgliedes der Congregation der Riten die große Leichtgläubigkeit, womit dieselbe Heilungen, welche keineswegs diesen Charakter trügen, als wunderbar anerkennt. Als einzige Antwort übersandte ihm der Prälat zwei Bände Acten aus dem Proceß eines „Ehrwürdigen“, dessen Sache gerade in Rom anhängig war. Die Lectüre dieser Acten überzeugte den Protestanten so sehr, daß er dem Prälaten bei Rückgabe der beiden Bände sagte, falls alle Wunder so wohl erwiesen wären, so zögere er nicht, seinen Ausspruch zurückzunehmen und sich selbst zum Katholiken zum bekehren. „Nun denn“, entgegnete ihm der Prälat, „diese Wunder, welche Ihnen so wohl bewiesen scheinen, wurden von der Congregation der Riten als ungenügend zurückgewiesen.“

Ich erzähle diese Anekdote, ohne mich für ihre Richtigkeit zu verbürgen. Selbstverständlich bleibt der Glaube an die Wunder und die Heiligkeit der Canonisirten der persönlichen Ueberzeugung des einzelnen überlassen und ist eine Gewissenssache für ihn.

Wie ich schon oben erwähnt, erfordern die Canonisationen bedeutende Ausgaben, die in die Tausende gehen. So hat auch die Diocese von Saint Dié in Französisch-Lothringen für die Canonisation des Seligen Fourier bereits 100.000 Francs beigebracht, welche sicherlich nicht zur Deckung der Kosten hinreichen werden. Viele Heilige werden niemals canonisirt werden, weil niemand für sie die Kosten eines derartigen Proceßes tragen würde. Gewisse geistliche Orden, wie z. B. die Franciscaner und die Jesuiten zählen viele Selige und Heilige zu ihren Ordensbrüdern. Das kommt daher, daß diese Orden reicher sind und darum eher als die anderen die Kosten der Proceße und der Canonisation zu tragen vermögen. Der Franciscanerorden besitzt sogar einen eigenen Fonds für Canonisationsangelegenheiten, der diesen Namen führt und ausschließlich zu solchen Zwecken verwendet wird.

Es ist eine traurige Thatsache, daß selbst in Fragen der officiellen Seligsprechung und Heiligsprechung das Geld oftmals die Hauptrolle spielt.

Deutsche Einflüsse und die Wiedergeburt des böhmischen Volkes.

Von Professor Th. G. Masaryk (Prag).

(Schluß.)

Unsere nationale Wiedergeburt ist, das will ich betont wissen, der Theilproceß einer großen weltgeschichtlichen Bewegung.

Im XVIII. Jahrhundert beginnt in den katholischen Ländern der offenkundige Verfall des mittelalterlichen Regimes — die franzö-

ische Revolution ist das erste große Alarmsignal, daß eine neue Welt im Entstehen begriffen ist.

Als Führer der Gegenreformation blieb Oesterreich hinter den übrigen Staaten und Völkern zurück (noch weiter zurück blieben Rußland und die Türkei), aber schließlich mußte auch Oesterreich seinem Absolutismus entsagen. Oesterreich war aber im XVIII. Jahrhundert vorwiegend Böhmen, die Frage der böhmischen Wiedergeburt ist also zugleich die Frage der Wiedergeburt Oesterreichs überhaupt.

Durch Oesterreich waren wir mit Deutschland enge verknüpft. Allein schon unsere Könige haben sich Deutschland angeschlossen. Wir sind mit Deutschland schon lange culturall und politisch verbunden, und ganz besonders ist die Reformation vielfach unsere gemeinsame Arbeit gewesen. Die Reformation hat auch die beiden Völker ganz eigenthümlich culturall gespalten: Die Deutschen zerfallen in eine katholische und reformirte Hälfte, bei uns ist die katholische Gegenwart mit der Reformationszeit im Widerspruch — da und dort ein culturall Gegensatz von großer Bedeutung.

Bei allen großen und schroffen nationalen Gegensätzen haben wir Böhmen mit den Deutschen in und außer Oesterreich viele und große geistige Interessen gemeinsam. Unsere Entwicklung geht mit der Entwicklung der Deutschen vielfach parallel. Beide Völker befinden sich geographisch in einer sehr ähnlichen Lage (continentale Lage in Mitteleuropa), seit Jahrhunderten sind wir auf weiten Gebieten ethnographisch ineinandergelagert, seit Jahrhunderten haben wir dieselbe religiöse und kirchliche Organisation und dieselben Bildungsinstitute. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse vielfach ähnlich entwickelt haben, und wenn in unserer Entwicklung überhaupt eine große Aehnlichkeit sich bekundet.

Und selbstverständlich gab es da stets eine rege Wechselwirkung, und ebenso verständlich ist es, daß wir als die an Volkszahl kleineren den Deutschen gegenüber in diesem oder jenem mehr schulden. Durch unsere Reformation haben wir aber den Deutschen das frühere und wohl auch das spätere culturall Anlehen mit Zinseszinsen abgestattet und vorausbezahlt. In der Emigration haben wir ungezählte Tausende unserer besten Männer und Familien Deutschland abgeliefert. Wie eng sich unsere culturall Interessen aber berühren und verknüpfen, stellt uns vor allem Comenius geradezu typisch und symbolisch dar. Comenius ist der Vater nicht nur unserer, sondern auch der deutschen Schule und Bildung.

Und eben wegen dieses ganz eigenartigen Wechselverhältnisses der beiden Nationen — der Leser dürfte das endlich schon errathen — kann ich Dr. Murko nicht recht geben. Unsere nationale Wiedergeburt ist nicht durch einzelne literarische Einflüsse Deutschlands erklärbar, unsere Wiedergeburt ist ein Theilproceß eines großen Weltprocesses.

Ich weiß, daß es sich hier um eine principielle Frage handelt: wie nämlich und in welchem Grade fremde Einflüsse zum Ausreifen der eigenen Individualität beitragen, ja vielleicht geradezu nöthig sind. Goethe hat darüber viel nachgedacht und Eckermann manch Belehrendes gesagt. Was Goethe literarisch und individuell behandelte, das müssen wir hier ins Sociale und Collective übersetzen: Wie und in welchem Grade tragen fremde literarische und Cultureinflüsse überhaupt zum Ausreifen der nationalen Individualität bei; sind sie vielleicht geradezu nöthig, sowie man auch die rassengemischten Völker häufig für sehr lebenskräftig hält?

Ich werde mich über das Problem in keine psychologischen und sociologischen oder gar metaphysischen Untersuchungen einlassen — ich spreche nur meine Ueberzeugung aus, daß nämlich die Politiker und Historiker in der Regel sehr rasch mit der Zukunft bei der Hand sind und ein causales Wechselverhältnis zwischen Individuen und Nationen constatieren; ich glaube mit Goethe, daß bei aller sogenannter Wechselwirkung die Selbständigkeit der Individuen und Nationen größer und bedeutender ist, als in der Regel angenommen wird. Es ist zu verlockend, ähnliche Erscheinungen der Wirkung einer und derselben Ursache zuzuschreiben. Sieht man jedoch genauer zu, so erkennt man bei aller Aehnlichkeit die Unterschiede und findet dann auch gewisse allgemeine Ursachen, die da und dort wirksam sind. So z. B. ist es eben mit der deutschen und böhmischen Romantik: Auf den ersten Blick viel Aehnliches, bei genauerer Analyse viel Verschiedenes; und forscht man nach den Ursachen, so findet man da und dort allgemein wirkende historische und sociale Ursachen.

Und wie auf literarischem, ebenso finde ich auch auf anderen Gebieten bei uns viel Selbständiges und Eigenartiges, trotz der Ueber einstimmung und Aehnlichkeit mit dem Deutschen. Ueberhaupt, glaube ich, haben wir Böhmen im Guten und Schlimmen unsere nationale Eigenart in hohem Grade bewahrt. Das möchte ich gerne nach drei Seiten hin recht betonen. Dreierlei Chauvinisten sprechen uns nämlich unsere culturall und nationale Selbständigkeit ab: die deutschen, die russischen und die — böhmischen. Bei allen dreien dictiert das Urtheil die oberflächliche Betrachtungsweise. Am wenigsten verarge ich das falsche Urtheil der Deutschen; ich verarge es schließlich auch chauvinistischen Slavophilen nicht — ich ärgere mich jedoch über unsere Nationalen, die vor lauter Nationalität das wahre Wesen des Volkes nicht zu sehen vermögen. Aber schließlich hat der chauvinistische Nationalismus, wie ich sehe, überall das Recht, bornirt zu sein.

Unsere Wiedergeburt hatte natürlich auch eine rein nationale Seite. Das Nationalitätsgefühl trat in ihr stärker in den Vordergrund als in den früheren Zeiten. Dr. Murko hat dieses Moment nicht genügend betont.

Das Nationalitätsgefühl ist neuen Datums. Es beginnt sich merkbarer am Ende des vorigen Jahrhunderts zu äußern und erstarkt erst in diesem Jahrhundert.

Selbstverständlich wurden die nationalen Unterschiede seit jeher gefühlt. Bei uns in Böhmen finden wir frühzeitig sogar einen scharfen Antagonismus zwischen uns und den Deutschen. Aber trotzdem gab es vor dem XVIII. Jahrhundert das moderne Nationalitätsgefühl und Bewußtsein nicht. Die Gesellschaft war kirchlich, sie war staatlich und verwaltet nicht. Die Nationalität bildete kein gesellschaftliches Organisationsprincip. Als solches hat sich die Nationalität dem allgemeinen Bewußtsein erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgedrängt. Memes Wissens hat Herder als erster das Nationalitätsprincip in seiner modernen Bedeutung erfaßt und klar ausgesprochen, wenn er in den durch die Sprache charakterisirten Nationen die natürlichen Organe der Menschheit erkannt hat. Diesen natürlichen Organen gegenüber war ihm besonders der Staat ein künstliches Gebilde, eine künstliche Organisation.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt das Studium der Volkspoesie und Volkskunst, allmählich des ganzen Volksthum; die Nationalität und Sprache wird bald auch politisch wichtig, und natürlich gilt das besonders von den gemischtsprachigen Staaten. Aus diesem Grunde sind es gerade Oesterreich und speciell wir Böhmen und die nichtdeutschen Völker überhaupt, die das moderne Nationalitätsgefühl in besonders starkem Grade entwickelt haben. In Deutschland waren es die französischen culturall und politischen Einflüsse und die Nachbarschaft der Slaven, welche das Nationalitätsgefühl zur Reife brachten.

Allein man muß auch da den Inhalt und die Art dieses Gefühls und Bewußtseins genauer scheiden. Der Deutsche hat (siehe Fichtes Reden!) die Nationalität vielmehr mit der politischen Selbstständigkeit verknüpft; bei uns hat man begreiflicherweise diese zwei Momente schärfer geschieden. Dazu kommt, daß insolge der politischen Oberherrschaft der Deutschen bei uns gerade die Sprache als oberstes nationales Gut und darum als Hauptunterschied der Völker zur Geltung kommt. Der Franzose, der Engländer, der Amerikaner fühlt und denkt gerade in dieser Beziehung national noch heute anders als wir. Selbst der österreichische Deutsche hat bis in die jüngste Zeit die Nationalität praktisch und theoretisch etwas anders aufgefaßt als wir. Ihm hat eben niemand die Sprache beeinträchtigt.

Unsere Nationalitätsidee zeichnet sich fernerhin durch ihren entschieden demokratischen Inhalt aus. Das erklärt sich durch die politische Entwicklung. Die regierenden und herrschenden Stände, vor dem Jahre 1848 die politischen Stände, der Adel, bekamen sich zur deutschen Sprache. Darum war unsere Nationalitätsidee politisch gegen den Absolutismus und seine Träger, social gegen die Großgrundbesitzer und gegen den Capitalismus gerichtet. Die nationale Idee war am stärksten bei unserem kleinen Manne — darum war auch die Revolution von 1848 bei uns so stark social: Nationalität — Nation — Volk — Demokratie sind bei uns im Jahre 1848 und schon vorher fast identische Begriffe.

Dem entsprechen auch die philosophischen und politischen Begriffsbestimmungen und nationalen Programme der ersten Wiedergeburtzeit. Als philosophische und ethische Basis des Nationalitätsgedankens wird von Kollar, Safarik, Palacky, Havlicek und Smetana die Humanitätsidee hingestellt: die Menschheit als Familie freier, gleichberechtigter Brüdervölker ist das Ideal unserer Wiedererwecker. Oesterreich stellt die Menschheit im Kleinen dar. Die Nationalitätsidee verbunden mit der Humanitätsidee führt zum politischen Ideal einer österreichischen Föderation. Politisch soll das Nationalitätsprincip den Absolutismus und Centralismus beseitigen und ersetzen. So formuliert Palacky den Gedanken Herders.

Vorerst wird diese Föderation national, ethnographisch gedacht: Palacky proponiert in Kremsier die ethnographische Föderation. Erst später, im Jahre 1865, stellt er in seiner „Idee des Staates Oesterreich“ das historische Programm auf. Im Jahre 1848 stützt er sich vorwiegend auf das Naturrecht — später tritt zum Naturrecht das historische Recht.

Die Humanitätsidee und die auf ihr begründete Nationalitätsidee sind, wenn man sie bis zu ihrem ersten Ursprung verfolgt, auf dem Boden der Reformation gereift.*) Beide Ideen waren speciell auch bei uns durch die Reformation ausgearbeitet worden; die Brüderunität ist geradezu die ideale Verwirklichung des Humanitätsgedankens. Die Gegenreformation hat diese Ideale unseres Volkes zu erlösen versucht. Sobald aber der Absolutismus — Absolutismus und Gegenreformation waren bei uns identisch — nachlassen mußte, hat sich unser Volk naturgemäß seiner Idee hingegeben. So erklärt sich, daß unsere bedeutendsten Wiedererwecker alle ohne Ausnahme das

*) Wie sich der Katholicismus dazu verhielt, kann man aus der Conferenz der österreichischen Bischöfe von 1848 erkennen, in welcher das Nationalitätsprincip für heidnisch erklärt wurde.

Humanitätsideal als Nationalideal hinstellen, und das alle den Humanitätsgedanken religiös fassen.

Springer hat in seiner Geschichte Oesterreichs ganz richtig bemerkt, dass die Revolution von 1848 bei uns am meisten einen religiösen Charakter hatte — das erklärt sich ganz naturgemäß und folgerichtig aus der geschilderten Entwicklung der Wiedergeburt und ihrer geschichtlichen Prämissen. Springer macht seine Bemerkung gelegentlich der Priesterversammlung, die kirchliche Reformen im Sinne Hussens verlangte. Allein diese Versammlung von Priestern war nur des Geistes voll, der sich bei unseren Priestern seit Kaiser Josef so häufig und gerade auch in der Literatur gezeigt hat — lauter wichtige Winke für den Literaturhistoriker und Geschichtsforscher, der das Wesen der Wiedergeburt des böhmischen Volkes begreifen will.

Dr. Murko fährt diese von mir dargelegten Thatsachen auch an (p. 125), allein ihm gelten eben die deutschen literarischen Einflüsse mehr als diese heimischen Kräfte, die nach meiner Ansicht die Urfkräfte der Wiedergeburt sind. Ich meine aber, dass diese deutschen Einflüsse erst in diesem Lichte in ihrer wahren Bedeutung hervortreten. Ich sehe in den Idealen und Strebungen unserer Wiedergeburt eine innere Verwandtschaft mit den Idealen und Strebungen des deutschen Denkens, und diese innere Verwandtschaft schreibe ich der Parallelenentwicklung unserer und der deutschen Reformation und ihren Folgen zu. Die Ideen Herders finden bei uns darum allgemeine Billigung. Die Gegenreformation aber erklärt wiederum die Unterschiede der Romantik. Dass unsere Romantiker gerade in religiöser Hinsicht sich von der katholisierenden Romantik der Deutschen, aber auch der Polen (der Russen) und auch Franzosen unterscheiden mussten, ist begreiflich. Und freilich ist jetzt auch klargelegt, dass die patriotische Schule unserer Wiedergeburt mit der Romantik nicht ganz identisch ist.

*

Und schließlich noch ein Wort über den Panславismus, den schon Kaiser Nicolaus II. als eine verwerfliche böhmische Idee bezeichnet hat.

Das Bewusstsein der slavischen Zusammengehörigkeit war bei uns in Böhmen stets vorhanden; aber erst mit dem Erstarken des Nationalgefühls wurde auch das slavische Bewusstsein stärker. Der Austroslavismus oder kleine Panславismus, wie ihn Havlicek benannte, war von selbst gegeben. Die Einneigung zu Russland war durch die wachsende Machtstellung des Czarenreiches bedingt. War ja doch gerade wiederum Herder, Kollárs Lehrer, der erste deutsche Russophile, wie wir aus den bei Haym angeführten Stellen erschen können. Das Russland der Kaiserin Katharina und Peters hatte Europa einen großen Respekt eingebläst, und Voltaire und Diderot waren nicht nur in Berlin, sondern auch in Petersburg beliebt. Das änderte sich mit der Revolution, die Aufklärer Frankreichs kamen auf den Index, aber Russland kam nunmehr als Hort des absolutistischen Monarchismus und der Legitimität gegen die Revolution und später gegen Napoleon zu Ansehen. Unsere böhmischen Dichter dichteten gerade so wie die deutschen und übrigen das Haupt der heiligen Allianz an. Schon Dobrovsky war ein entschiedener Russophile; sein Schüler Hanka wurde eine Art von russisch-böhmischem Factotum.

Dr. Murko sieht gerade im Panславismus die Schattenseiten des romantischen Nationalismus. Ich kann auch hier mit ihm nicht ganz übereinstimmen, weil ich den Inhalt des Panславismus etwas anders beurtheile.

Politisch nahm die überwiegende Mehrzahl unserer bedeutendsten Männer ganz entschieden gegen den Absolutismus des Czarenreiches Stellung; Palacky hat 1848 in dem bekannten Schreiben nach Frankfurt die Idee des österreichischen Staates geradezu im Gegensatz zur Universalmonarchie des Czarenreiches aufgefasst, und kein geringerer als Havlicek war es, der schon 1846, nach einem längeren Aufenthalt in Moskau, die Losung gegeben: Czeche, nicht Slave! Ebenso ist es bekannt, dass bei uns sowohl im Jahre 1831 als auch im Jahre 1863 die polnischen Sympathien ganz entschieden zum Durchbruch gelangten. Dr. Murko erinnert mit Recht an den Fall Celakovsky's (p. 114), der wegen seiner Bemerkung über die Antwort Nicolaus II. an die Warschauer Bürger (1834) auf Einschreiten des russischen Gesandten von der Redaction der „Pravské Noviny“ enthoben wurde. Und doch war Celakovsky Russophile.

Gewiss gab es bei uns auch Panslaven im Sinne eines allerdings sehr unklaren Panrussismus; aber die Vertreter dieser „Romantik“ (im Sinne Dr. Murkos) waren stets nur vereinzelt und ohne eigentliches Ansehen. Es muss auch hervorgehoben werden, dass der Panславismus bei uns nicht immer dieselbe Bedeutung und die gleichen Gründe hatte. Wie speciell Russland in den Kriegen mit Napoleon auch bei uns bekannter wurde, habe ich schon erwähnt; hier sei daran erinnert, dass z. B. nach dem Bankrott viele an ein mögliches Herfallen Oesterreichs dachten und die politische Unsicherheit den Gedanken an Russland suggerierte. Später änderte sich das und ganz besonders in dem Freiheitsjahre 1848. Die Reaction erst stärkte wiederum den Panславismus.

Man vergesse nicht, dass damals die Zeit des Pangermanismus (Fichte!) war, man erinnere sich, an den Skandinavismus, und man wird den durch den Austroslavismus gegebenen Panславismus sehr leicht verstehen. Ja, man vergesse endlich nicht, dass im Jahre 1848 nicht nur der Slavencongress in Prag tagte, sondern dass der Panславismus auch von Wien aus gegen die Magyaren officiell

in Bewegung gesetzt wurde. Der Führer des slavischen Ultrismus stand zu der Wiener Regierung in eigenthümlichen Beziehungen, und auch der Dichter und philosophische Begründer des Panславismus — Kollar — wurde von der Reaction in das Ministerium aufgenommen. Er war humanitätsfelig genug, für seine von den Magyaren arg bedrückten Slovaken von dem Vach'schen Wien aus wirken zu wollen.

Mit dem Panславismus also, um mich mit einem Czechismus auszudrücken, hat man bei uns nie geschossen. Wer den großen Panславismus nicht will, sagte Havlicek, der lasse den kleinen gelten, d. h. gebe den Slaven Oesterreichs und speciell uns Böhmen die naturgemäße politische Freiheit. Wahr ist allerdings, dass selbst Palacky in späteren Jahren an dem Dualismus irre wurde und die slavische Idee stärker als früher betonte — die Art und Intensität des Panславismus war und ist bei uns immer ein Gradmesser der politischen Freiheit.

Thatsächlich wurde bei uns der Panславismus nur literarisch ausgenützt; in dieser Hinsicht hat er ja auch bei den anderen Slaven schöne Früchte getragen. Es muss uns jetzt eigentlich beschämen, wenn wir uns daran erinnern, dass ein Mann wie Sifarik nur durch die Unterstützung seiner russischen Freunde seine großen Werke halbwegs vollenden konnte! Diesen Panславismus, denke ich, könnte auch der Autor der „Deutschen Einflüsse“ acceptieren.

Dr. Murkos Buch hat mir eine Fülle von interessanten Thatsachen geboten und mich über vieles belehrt und zum Nachdenken angeregt. Unsere Literaturforschung ist ihm für seine Gabe zum Dank verpflichtet, und ich glaube, er kann zugleich der Anerkennung aller derjenigen sicher sein, denen die ideelle Wechselseitigkeit der Völker am Herzen liegt. Ich freue mich auf die Fortsetzung des Werkes und bin überzeugt, wir werden ihm für die Darstellung der slavischen Romantik nicht minder zu aufrichtigstem Danke verpflichtet sein.

Berichtigung. Im 6. Absatz der vorigen Nummer soll es heißen: Wissenschaftlich sind die Fälschungen vernichtet.

Meine „Fälschungen“.

Ich bitte die geehrte Redaction der „Zeit“, die folgenden Zeilen als Entgegnung auf Herrn Monats Artikel „Ein Dichter des Verrathes. Eine Entgegnung auf einen Artikel Dr. Ivan Frankos“, gefälligst aufzunehmen.

Hr. Monat schreibt gelehrt und geistreich. Es ist angenehm, mit ihm zu polemisieren, was sich von seinen Landsleuten nicht immer sagen lässt. Er hat mir einige Fälschungen vorgeworfen, auf die ich näher eingehen muss.

Erstens soll ich den Brandes falsch citiert haben. Was habe ich von Brandes citiert? Ich habe wörtlich geschrieben: „Brandes hat eines der Hauptmotive in der Dichtung der größten polnischen Dichter, Mickiewicz und Slowacki, mit richtigem Blicke erkannt. ‚Eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung‘ nennt er es mit schlichten, klaren Worten.“ Hr. Monat citiert nun den vollen Wortlaut des betreffenden Satzes bei Brandes, welcher folgendermaßen lautet: „Wie die Farbe ihre Complementärfarbe, ruft dieses Grausamkeitsmotiv bei Mickiewicz und Slowacki immer das Rachemotiv hervor. Man kann dies am deutlichsten im dritten Theile von ‚Dziady‘ aus den Gefängen erkennen, welche von den Gefangenen gesungen werden, und auch bei Slowacki finden wir immer den Fluch variiert, der den gegen die Landsleute ausgeübten Verrath trifft — Jan Vielicki, Waclaw — und immer wieder eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung variiert, die gegen den Feind ausgeübt wird (Lambro, Kordjan).“ Wo und wie habe ich also den Brandes gefälscht? Stehen die von mir angeführten Worte nicht in seinem Artikel? Haben sie hier eine andere Bedeutung, als ich ihnen gegeben habe? Was hab' ich aus ihnen „für meinen Privatgebrauch ausgeklügelt?“ Ist das nicht vielmehr eine ad hoc gemachte Klugelei, wenn Hr. Monat, nachdem er obige Worte Brandes' citiert hatte, dem Leser einreden will: „Also behauptet Brandes bloß, dass in einigen polnischen Dichtungen Fluch dem Landesverrathe und Rache um jeden Preis an dem Feinde gepredigt wird.“ Wirklich so? Sagt denn Brandes gar nichts mehr?

Uebrigens will Hr. Monat den Brandes gar nicht als Autorität auf diesem Felde anerkennen, weil er über verschiedene Werke polnischer Dichter nichts zu sagen gewusst. Für mich war Brandes' Urtheil doppelt wertvoll, eben darum, weil er ohne moralische und patriotische Voreingenommenheit urtheilt. Und steht denn Brandes mit diesem Urtheile vereinzelt da? „Eine Sehnsucht ohne Erfüllung, ein Feuer ohne belebende Glut, eine Klage ohne Vorsätze und ein Hass ohne Thatkraft! Was kann mit alledem der größte dichterische Genius zustande bringen? Adam Mickiewicz verherrlicht in seinem Epos „Konrad Wallenrod“ den Verrath am Feinde. Das ist ein typischer Zug. Wo alles übrige Hoffen zerronnen ist, bleibt als Rettungsanker der Verrath.“ So schrieb vor zwanzig Jahren ein geistreicher Schriftsteller — wenn ich nicht irre, mein und des Hrn. Monat Landsmann — Wilh. Goldbaum (Entlegene Culturen, Skizzen und Bilder von Wilh. Goldbaum, Berlin 1877, S. 220), und fasste schließlich sein Urtheil über Mickiewicz in folgenden treffenden Worten zusammen: „Adam Mickiewicz verdarb an der schroffen Emeittigkeit, mit

welcher er sich dem nationalen Gedanken auslieferte. Nicht den Einzelnen, und reichte sein Genius bis zum Himmel, noch ein ganzes Volkthum vermag die nationale Leidenschaft allein auf die Dauer mit geistigem Inhalt zu erfüllen" (Bildom 222).

Gehe ich zu meinen weiteren „Fälschungen“ über, muss ich eine — gewiss unschuldige — Fälschung des Hrn. Monat streifen. „Herr Dr. Franko spricht von Verderbtheit, Charakterlosigkeit, Cynismus und Corruption der polnischen Gesellschaft, in deren Dunstkreis die Generation des Adam Mickiewicz lebte.“ Mit Verlaub! Ich habe etwas ganz anderes gesagt. Mickiewicz wurde in einer politisch höchst abnormalen und ungesundeten Pflanzung erzogen. Am Vorabend seiner Geburt war das alte Polen gefallen und zerrissen worden. Sein Fall wirbelte viel Staub auf, zertrümmerte so viel Verderbtheit, Charakterlosigkeit, Cynismus und Corruption, welche im Innern der polnischen Gesellschaft gewuchert hatten, aus Tageslicht, dass die jungen Generationen lange noch in diesem verpesteten Dunstkreis athmen mussten.“ Das kann doch nur eines bedeuten: als Mickiewicz (geboren im Jahre 1798) und seine Generation noch in den Knaben- und Jünglingsjahren waren, waren die meisten jener polnischen Vaterlandsverräther und -Verläufer, welche die Theilungen Polens herbeiführen halfen und die Theilungsverträge zum Theil gegen Baarzahlung unterzeichneten, noch am Leben, war das Andenken all der Branickis, Rzewuski („za zdradzoną ojczyznę dostal Sawrańszczyznę“ — für verrathenes Vaterland bekam er das Sanorahgebiet — so lautete ein populäres Sprichwort über den Wojwoden Rzewuski), Potockis (einer von ihnen, der berühmte Pan Raniowski, war ein Humorist, über welchen noch jetzt Dugende humoristischer Erzählungen im Volksmunde leben und welcher nach dem Zeugnisse des polnischen Dichters Karpiński 40 Menschen eigenhändig umbrachte; der andere, der Rzewer Wojewode, welcher in Krynynopol in Galizien lebte, starb bald nach der Occupation Galiziens durch Oesterreich „aus Aerger darüber“ — wie sich Karpiński ausdrückt, — „weil es ihm nunmehr nicht freistand, die Leute straflos todtzuschlagen“) Kossakowski, Dzarowski, Ankwicz und wie sie alle hießen noch lebendig, und es ist fast unmöglich zu denken, dass Mickiewicz noch in seinem Vaterhause nicht eine Menge Erzählungen über diese Leute gehört hätte. Jene illustren Namen, welche Hr. Monat nennt, gehören gar nicht zur Sache, denn erstens waren solche wie Staszic und Czacki Ausnahmen, zweitens waren es Leute, mit welchen Mickiewicz nie in seinem Leben zusammenkam und von welchen er höchstens in seinen Universitätsjahren etwas hörte, oder es waren Universitätsprofessoren, welche den Gemüthsmenschen entweder schon fertig vorkamen oder auch gar nicht auszubilden trachteten oder endlich seine Kollegen, also Producte derselben Gesellschaftsformation, deren höchste Aufgabe sehr bald der Aufkampf gegen alte literarische und dann auch gesellschaftliche Tradition wurde.*) Die Conspirationen kamen noch später.

Was Hr. Monat über Konrad Wallenrod sagt, ist schön, vermag aber die von mir gegebene knappe Inhaltsangabe nicht umzustößen. Dass Konrads Vorgehen selbstlos ist, versteht sich von selbst; desto gefährlicher ist aber seine Methode der Vaterlandsrettung, welche Herr Monat euphemistisch und unklar „Vergeltung zum Schutz“ zu nennen beliebt. Aus welchem Anlaß Slovacki seine Gedanken über Wallenrod ausgesprochen hat, bleibt doch gleichgültig, wenn nur diese Gedanken richtig sind. Ob Kozmian seine Worte über dieses Gedicht „ethisch empfunden“ hat oder nicht, weiß ich nicht; ihr Wortlaut ist aber nichts weniger als eine „ästhetische Abkatzelung.“

Dass Pusckin den Anfang „Wallenrods“ und andere Dichter andere Verse Mickiewicz's übersehten, dass Mickiewicz unter den Russen viele Freunde hatte, dass „Alphara“ in deutscher Uebersetzung auch in deutschen Lesebüchern figurirt — beweist das irgend etwas gegen meine Inhaltsangabe jener Gedichte?

Was ich über „Tulaj“ gesagt habe, nennt Dr. Monat ein Phantasieflick von mir. Wirklich? Auch das, was ich daraus in wortgetreuer Uebersetzung citirt habe? „Noch kein noch so aufmerksamer Leser hat etwas von Versuchung und vom Verrath darin gefunden.“ Und die Ballade heißt ja doch „Tulaj oder die Freundesproben“, und Tulaj erwägt in seinem Monologe alle möglichen Motive des Freundesverraths. Hat das auch kein aufmerksamer Leser gefunden? Es ist wahr, Mickiewicz hat die Ballade nicht zu Ende geschrieben, aber nach seinem Plan (worauf der Titel hinweist) hat sie sein intimster Freund Odyńce vollendet und Tulaj von seinen drei Freunden verrathen lassen.

*) Da Hr. Monat bei dieser Gelegenheit auch an Malczewski und seine „Maria“ erinnert, so will ich hier bemerken, dass Mickiewicz den Malczewski gar nicht gekannt hat, dass Maria erst 1825 erschien, als Mickiewicz schon lange dichterisch thätig war. Wahrscheinlich aber hatte Mickiewicz schon in seiner Jugend die wahre Geschichte jener „Maria“ gehört. Sie hieß Gertruda Komorowska und hatte sich heimlich mit Szejdu Potocki, dem Sohne des Rzewer Wojewoden (derselben, der „aus Aerger“ starb), verlobt. Der Wojewode ließ dem Sohne die Frau entführen und ertränken. Nach dem Tode des Wojewoden wollte Komorowski, Gertrudas Vater, einen Proceß gegen denselben vor österreichischen Gerichten (der Wort war in Galizien vollbracht) anstrengen, und die deutschen Juristen versicherten ihn, er werde den Proceß gewinnen und dann werde man die Leiche des Wojewoden exhumieren und auf dem Ringplatze durch Henkerhand tödten. „Aber der Malczewski Komorowski — schreibt Karpiński — als er davon erfuhr, ließ sich lieber dazu herbei, mit Szejdu Potocki eine Abmachung zu vereinbaren und bekam für das unschuldig vergossene Blut seines Kindes 80.000 poln. Gulden“ (etwa 160.000 Gulden unseres Geldes.) Und weiter sagt Karpiński noch Quaschisch: „So thaten wir öfteren Malen früher und auch unter der österreichischen Regierung; wir nahmen von den Magnaten Geld und ermunterten sie dadurch, uns heimlich zu tödten, wenn sie Geld dafür zu bezahlen hatten.“ Derselbe Karpiński erzählt von einem Schachspiel, welches sich auf dem kemberger Ringplatz vor dem humoristischen 40-jährigen Dichter Potocki-Raniowski streitweise zu Boden warf und vor allem Volke rief: „Tu bist der allerheiligste, in heiliger Dreifaltigkeit einige Gott!“

Was Hr. Monat über „Zywila“ und „Grazyna“ sagt, bestätigt nur das von mir Gesagte. Das heldenmüthige Weib kämpft gegen den Landesverrath, welchen der heldenmüthige Mann (in „Zywila“ der Held der Erzählung, in „Grazyna“ der Mann Grazynas) begeht. Dass das heldenmüthige Weib in diesen beiden Werken auch gegen das Blutvergießen ankämpft, wie Hr. Monat will, ist insofern un- wahr, als es hier wie dort selbst Blut vergießt.

Meine zweite Fälschung soll ich in der Besprechung von „Dziady“ begangen haben, indem ich verschwiege, dass „Konrad sich vor Gottes Rathschlüssen beugt.“ Und wir wissen ganz genau, — sagt Hr. Monat, emphatisch, — dass aus diesem Manne, der mit dem Priester Peter, dem Propheten künftiger Völkerbefreiung zusammengetroffen ist, kein ethisch irgendwie anzuzweifelnder Held mehr werden kann“. Ja, wenn es Hr. Monat so ganz genau weiß! Ich aber weiß es nicht und konnte auch nichts daran fälschen. Wie Mickiewicz sein Gedicht fortzusetzen gedachte, das wissen wir, was er aber mit dem Konrad vorhatte, wissen wir nicht. Wo ist also meine Fälschung? Nur eines noch: wie ist denn auf einmal Priester Peter, der Mystiker und Prophet der Wiederherstellung Polens, dessen Messias „aus fremder Mutter, aus dem Blute alter Helden stammt und den Namen Vierundvierzig führt“ — wie ist er auf einmal vom Hr. Monat zum „Propheten künftiger Völkerbefreiung“ avanciert worden?

Auch bei der Besprechung des Gedichtes „An die Mutter Polin“ soll ich zwei Fälschungen auf einmal begangen haben: „ich habe das Datum „tendenziös falsch“ angegeben und das Gedicht nicht ganz citirt. Ich habe gesagt, das Gedicht sei während des Warschauer Aufstandes geschrieben, und Hr. Monat corrigiert mich, es sei zwischen dem 11. bis 14. Juli 1830 geschrieben. Was sein! Ich habe mich um einige Monate geirrt, aber welche Tendenz vermag Hr. Monat darin zu erblicken?

„Ein lyrisches Gedicht muß ganz angeführt werden“, sagt Hr. Monat und führt das Gedicht „An die Mutter Polin“ — nicht ganz an. Ich habe die 1., 5. und 6. Strophe in wortgetreuer Uebersetzung angeführt und denke, dass auch das, was wir in den Strophen 8—11 lesen, das moralisch Verhängliche der 6. Strophe nicht mindert. In den Strophen 8—11 werden in ergreifender Weise die Leiden und Verfolgungen, welche eines polnischen Patrioten hatten, geschildert; werden aber dadurch solche Unterweisungen, wie: „Dort wird er lernen sich mit seinem Zorne unter der Erde zu verbergen und in Gedanken wie ein Abgrund unerforschlich sein, mit seiner Rede still vergiften, wie mit einer faulen Ausdünstung, und dabei eine bescheidene Miene haben wie eine erkaltete Schlange“ — moralisch edler?

Das wäre das ganze Pensum des Hrn. Monat. Leider vermochte es mich nicht auch von einem einzigen meiner häretischen Gedanken abzubringen. Es zeigt nur, dass Hr. Monat seine Entgegnung nicht mit der völligen Gemüthsruhe geschrieben hat. Und dazu noch die schlechte Manier, ganz abseits liegende Dinge in die Discussion hinein-zuziehen! Und die Geschmacklosigkeit, den ersten Theil des „Faust“ eine Dissertation über Mädchenverführung zu nennen. Und die „häretischen“ Gedanken Hrn. Monats über Schiller! Ganz nach dem altbewährten Princip: Faust du meinen Juden, so hau' ich deinen Juden! Nun, Schiller ist nicht „mein Jude“ und Hr. Monat mag ihn in Gottes-namen hauen, soviel er will — mich schmerzt es nicht.

Lemberg.

Dr. Iwan Franko.

Medusenhaupt.

Jede Zeit hat ihr besonderes Angstgespenst. Alles, was sich hinter dem Trugschein des Momentes birgt, verkörpert sich in ihm: alles Vergangene, das man nicht abschütteln, alles Gegenwärtige, mit dem man nicht fertig werden, alles Zukünftige, dem man nicht ausweichen kann. Wem es einmal sichtbar geworden, der ist ein gezeichneter Mensch. Er schaut sich irr und blind daran; es lähmt seine besten Kräfte. Der Stumpfere mag sich an den Anblick gewöhnen, sich einrichten mit seinem Gespenste und schlecht und recht weiterleben; den seiner Organisierten bringt es um. Und Perseus selbst kann der Gorgo nur das Haupt abschlagen, wenn er ihr nie ins Antlitz gesehen.

Davon erzählt ein schwedischer Roman, der in Scandinavien Aufsehen erregte. Sein Verfasser, Gustaf af Geijerstam, hatte bisher eine Reihe braver naturalistischer Sachen geschrieben, denen das „cachot“ der Eigenherrlichkeit, die eben Kunst ist, fehlte. Atelierstudien gleichsam. Eine davon, „Mutter Lenas Junge“, ist bei Neclam deutsch erschienen. Das ist nun lange her — ein paar Jahre schon — und die Mode in der Literatur hat seither umgeschlagen. Aber das erklärt ein Werk wie „Medusenhaupt“ nicht; ein solches bedurfte mehr als des Wechsels im Vorbild und Meister, mehr als neuer Manieren der Kunst. Eh' er es schreiben konnte, mußte im Autor selbst etwas vorgegangen sein, das ihn zu einem Menschen für sich, zu seinem eigenen Meister machte. Es hatte sich in Geijerstam jener seelische Proceß vollzogen, den man vielen Künstlern unserer Tage anmerken kann. Es ist wie eine heimliche Erkrankung, die ihnen eigentlich erst Innerlichkeit gibt und leichter mitvibrierende Nerven. Ihre Phantasie entzündet ihr Blut nun heftiger; sie leben bis zur Unverträglichkeit das Leben ihrer Traumwelt.

haupt intensiver; sie sehen und fühlen die tausend Fäden, welche die Natur in ihrem Fleische hat, und die tausend anderen, mit denen Gesetz und Sitte sie bindet und einschnürt; sie wissen um sich und um ihre tiefe Isolation — um die schauerliche Stummheit des Alls gegenüber dem wilden Angstruf des Lebens. In ihnen pocht das Herz der Welt; für sie pocht in der Welt kein Herz. Dies leidensvolle Bewußtwerden des Menschen, das Rudyard Kipling den Passionsweg von den „Plain tales“ zu „The light that fallod“ und „The Children of the Zodiac“ führte und dem Guy de Maupassant der „Boule de suif“ oft und öfter tiefe und traurige Geschichten, wie „Uno vis“, „Notro covur“, abpreßte — dies Bewußtwerden, Sehendwerden, Fühlendwerden verräth sich in „Medusenhaupt“. Ein Buch, das nicht ein buntes Hirngespinnst ist, sondern ein Seelenerlebnis. Festiges Leiden stammelt drin und macht die Künstlerhand zittern; wie erklärte sich sonst eine so virtuose Beherrschung des Stiles als Werkzeug der Analyse und dabei eine so fabelhaft schwerfällige Ungeschicklichkeit im Arrangement des Stoffes? Mit diesem Klammer-in-Klammer-Sehen, als handelte es sich um Auflösung eines mathematischen Problems! Und es ist nicht etwa Plan darin, wie z. B. bei Conrad Ferdinand Meyers „Hochzeit des Mönchs“. Dieser setzt die Rahmenerzählung in einen zweiten Rahmen, weil er seinem fürchtbaren Stoff dadurch das Athembeklemmende zu leiblicher Gegenwart nimmt; er rückt seine Gestalten in große Entfernung und gewinnt dadurch den ruhigen Augenpunkt, der gestattet, die Plastik der Figuren und die Anordnung der architektonischen Aufbaues zugleich aufzufassen und ein Zusammenwirken von Einzelheiten als Ganzes zu bewundern. Anders Geijerstam. Er kann nicht genug Nähe des Lebens haben; die Geschehnisse und ihre Deutung bekommen förmlich selbst das Wort; sie stürzen von allen Seiten persönlich auf uns ein und bläuen uns ihre Realität mit Faustschlägen auf. Dreimal hebt Geijerstam zu erzählen an. Erst ein Prolog, dann berichtet Sixten Ebeling von den „Ereignissen der Nacht“ und hierauf Tore Gam in seinem Tagebuch einen Theil derselben Geschichte, wie er sie erlebte. Das Schlusswort spricht der Epilog. Dabei mußte das Ineinanderspiel der Proportionen ein mehr mechanisches und unwirksames werden, denn das Zusammenstimmen der Maße nach Wichtigkeit des Inhaltes gieng darüber natürlich verloren; das Tempo der Rede wurde ein stolperndes und Ueberladung der Motive wechselt mit leeren Stellen. Und dennoch — man liest auch über die leeren Stellen wie im Fieber fort, weil man gepackt ist; denn man weiß schon in der Mitte das Ende des Buches und das Interesse liegt im wann? im wie? und — im warum? Man ist gepackt, denn dies mangelhafte Kunstwerk ist ein gutes Buch, und die germanische Formlosigkeit, das Verschwommene, Unplastische dran, das Unbeholfene in zu viel Reichthum wirkt monumental: so machtvoll durchfluthet ein Strom von Angst- und Leidensstimmung das ganze Buch und gibt ihm heißes Leben. Das Undeutliche, Unzulängliche der organischen Construction wird auf einmal wie die notwendige Einkleidung einer Erzählung, die vom undeutlichen Sinn des Lebens handelt, vom Unzulänglichen der Natur, dem Stückwerkartigen menschlicher Beziehungen und den dunklen Sackgassen des Daseins, in denen sich der Einzelne verirrt und zu tode läuft.

„Medusenhaupt“ schildert die Beziehungen zweier Menschen zu einander, sogenannter Freunde, die sich nicht ganz finden und nicht ganz lassen können, die im Wechsel von Anziehung und Abstoßung sich immer fester verketteten — wenn sie gegen einander wirken, erst recht auf einander wirken, in der Nähe einander fern sind und getrennt für einander Schicksal werden. Nichts befreit den Einen wirklich von dem Anderen; im Gegentheil, da der Eine stirbt, ist der Ueberlebende dem Todten widerstandslos verfallen.

Sie hatten sich schon auf der Universität gekannt und instinctiv gemieden. Ein Zufall führt sie in Stockholm zusammen; der Moment findet sie gerade sympathisch gestimmt; Tore Gam spricht gut, Sixten Ebeling hört gut zu. Sie haben so viel Gemeinsames, um sich verstehen zu können; sie sind einander so unähnlich, um einander zu interessieren. Tore Gam ein heißes, verschwenderisches Temperament, das rasch, wenngleich stoßweise ersezt, was es an innerer Kraft verbraucht; Sixten Ebeling ein ärmeres Naturell, mit langsamer Circulation des Blutes und übermäßigem Aufwand an Nervensubstanz — ein Naturell, das mit sich haushalten muß. Tore gibt sich leidenschaftlich und rüchhallos mit allen Organen seines Wesens aus. Sixten ist tiefer in sich concentrirt, mit einer Seele voll geheimer Hinterhalte, einer Seele, die sich niemals frei ausströmen läßt. Sein ganzer Instinct ist auf Selbstbewahrung gerichtet, auf Zusammenfassung seines Ich und Abwehr alles störend Zudringenden. Das Leben mit Anderen, in Anderen, für Andere schreckt ihn; er fühlt sich unfähig zum Mitleben der Zeit, ihrer Leiden und ihrer Kämpfe; er erträgt nicht einmal die Angst vor den Gemüthserschütterungen, die jede Beziehung zu Menschen und Dingen mit sich bringt; so hat er sich künstlich gewöhnt, zu sehen, zu hören und nicht zu fühlen; er hat um sein Wesen hohe Schanzen gezogen und sich abgeschlossen vom Tage und seinen Interessen. Er lebt in alten Büchern und in alten Zeiten, weil er mit solchen weltflüchtigen Studien die Uruhe, mit der die Gegenwart ihn anfüllt, und die Mistkühe des Leidens ringsum überläßt. Und nun muß er, der Ironiker, Tore Gam begegnen, dem Enthü-

flasten, der mit dem Dasein anbinden will, der überströmt von Arbeitslust und Kampflust, dessen Antlitz strahlt wie das eines Verliebten, obwohl er in nichts verliebt ist als in die Welt und das Leben, Tore Gam, dem Ding und Kunz ein Bruder ist und jeder Freund ein wahrer Halbgott. Der felsenfest an die Zukunft glaubt und hofft, noch einen Blick ins gelobte Land eines besseren Menschendaseins thun zu dürfen — ganz wie Moses. Denn warum, meinst du, gelang das Moses? „Er zwang eben Gott, den Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Sein Anspruch ans Leben war so unermesslich, daß seine Forderung niemals mehr zurück ins Nichts sinken konnte, sondern sein Recht sich nahm. Hätte Moses seinen Traum nicht verwirklicht bekommen, würde er gegen Gott Aufruhr erhoben und die Geseztafeln zerschlagen haben. Er hätte Israels Kinder zurück in die Wüste geführt und sie zum Fluch der Menschheit als Räuberhorde organisiert. Und die zehn Gebote wären nie in den Katechismus gekommen.“ — „Ich meine das im Ernst“, fügte Tore Gam hinzu. Sixten Ebeling hört und kann nicht mehr lächeln. Die beiden, die sich einst instinctiv mieden, haben sich oft und öfter getroffen, schließlich eine gemeinsame Wohnung bezogen — Sixten Ebeling und Tore Gam, d. h. eigentlich Sixten Ebeling mit jenem anderen Sixten Ebeling, der einmal war, weltunkling und weltunkundig, ein heißer Kopf und ein exaltiertes Herz, das auch geträumt hatte, für große Ideen und die Menschheit zu wirken. Mit dem Abbild jenes Sixten Ebeling, das ihm nun lästig war wie eine noch nicht ganz abgestreifte Schlangenhaut und das ihm ein Vorwurf schien, ein besseres Ich, das er verrathen. Täglich rieb sich nun Sixten an diesem besseren Ich; das Verwandte wurde zum Entfremdenden; das im Inneren Halbüberwundene mußte auch außen überwunden werden. So wuchs ihm aus den Worten und Gesten Tore Gams eine Antipathie heraus, die in einem unerwarteten Moment heftig und brutal ausbricht. Tore Gam begreift nichts, kann's nicht fassen. Zum erstenmal in seinem Leben wacht er auf und — da sieht er der Wirklichkeit ins Auge, dem Medusenhaupt. Seine sonnambule Sicherheit ist dahin. Er bemerkt nun auf einmal verschiedene Wege, die ins Dasein führen. Er versucht es mit Compromissen. Er überhört die Stimme seines Inneren, die aufsteigende plötzliche Antipathie gegen Sixten; er will den Riß in ihrem Verhältnis überkleistern. Er fragt Sixten um Rath. Er will, um heiraten zu können, seine freie Stellung aufgeben, in der er für seine Ideen arbeiten und kämpfen kann; er will in die Redaction einer neubegründeten Zeitung treten. Er weiß es, „Ueberzeugungen“ darf er da nicht haben oder mindestens nicht äußern; was meint Sixten? — O, Sixten, der sagt, es sei dabei kein Risiko: das Actiencapital groß, der Chef ein mäßiges Talent mit viel Routine und wenig Charakter; das Unternehmen habe also Chance zu reussieren. Im Grund seiner Seele weiß Sixten, daß Tore sich im Pressdienst zermürben wird; doch er redet ihm nicht ab. Und Tore fühlt, welche Gleichgiltigkeit und höhnische Kälte aus Sixten Ebelings Worten spricht. Das weckt seinen Trotz: „jedenfalls nehme ich den Posten an“ und geht fort. Tore rennt in sein Verderben hinein, sagt sich Sixten. Ich muß mich darum von ihm trennen. Er will nicht zusehen, es miterleiden, wie ein Mensch sich zugrunde richtet. Er zieht sich von Tore ganz zurück und lebt nur mehr für seine eigene Carrière. Tore hat er fast vergessen. Nur hie und da begegnet er ihm; er soll aber Stockholm nun ganz verlassen haben. Nur kürzlich war Tore Gam bei ihm und bat um Geld. Er sah aus wie ein Verlorener, wie ein vom Wahnsinn Berührter, dem der Tod schon sein Eigenthumszeichen aufgedrückt hat.

Das alles fällt Sixten Ebeling eines Abends ein — in wirrer Folge, doch in deutlichen Bildern. Er war bei einem Diner gewesen; man hatte davon gesprochen, daß es nicht immer der wertvollste Mensch ist, der es im Leben zu etwas bringt. Ein Poet hatte die Gedanken der anderen zusammengefaßt und die Mythe vom Perseus erzählt und ausgelegt. Jede Zeit hat ihr Medusenhaupt, das ihr entgegenstarret. Und jeder Mensch hat seines. Die plumpen, rohen Naturen sehen ihn mit Ruhe ins Gesicht und treiben mit seiner Unheimlichkeit Scherz. Wir anderen haben die Lust verloren, wegzuschauen und zuzuschlagen. Wir krümmen uns in Ohnmacht vor den furchtbaren Augen, die von allen Schrecken des Lebens erzählen. Wir starren hinein wie in einen Abgrund, in dem wir die Macht des Bösen erblicken und unsere eigene Ohnmacht. Wir starren hinein, bis wir langsam erstarren, bis unsere Gefühle erfrieren, unser Verstand stillsteht und unsere Sinne die Empfänglichkeit verlieren, welche „leben“ heißt. Es gibt Zeiten, die mehr als andere in dies hoffnungslose Elend versinken: das Schlechte zu sehen und dafür kein Mittel zu wissen. Und so lang niemand ihr den Kopf abhauen will, sind es die besten unter uns, die in Erwartung des Befreiers um den Palast der Gorgo die Versteinerungen bilden. . . . Sixten hatte die Fabel gehört und geschwiegen. Doch kann war er allein und auf der Straße, überkam ihn eine sinnlose Gereiztheit. Was giengen ihn die Reden des jungen Dichters an? Und doch war ihm, als hätten sie ihm persönlich gegolten. Alle seine Gedanken kommen in Aufruhr gegen einander und er erreicht sein Hausthor in heftiger Erregung. Er greift in die Tasche nach dem Schlüssel und zu seinem Schrecken findet er ihn nicht. Er ist hinausgesperrt. Was thun? Er kann doch nicht seine Hausfrau aus dem Schlafe trommeln. Unwillkürlich legt er die

Hand auf die Klinke; er versucht und stehe da! Die Thür gibt nach. Innen steckt ein Schlüssel. Er zündet einen Wachstock an; es ist sein eigener Schlüssel. Wieso konnte er stecken bleiben? Wie kommt der Schlüssel hierher? Hat Sixten ihn vorige Nacht stecken lassen? Hat er ihn nur liegen lassen und die Wirtin ihn angesteckt, damit er ihn finde? Da hätte sie sich nicht niedergelegt. Das Haus war entlegen, die Gegend unsicher. Wie leicht konnte sich jemand eingeschlichen haben. Er hat auf einmal die Empfindung, als habe sich jemand eingeschlichen, als sei er nicht allein. Und in diesem Moment erlischt sein Wachlicht so plötzlich, als habe es jemand ausgelöscht. In panischem Schrecken schließt er rasch das Thor und setzt den Fuß vor. Er horcht mit klopfendem Herzen. Alles still. Wenn aber jemand im Haus gewesen, so hat er ihn nun zu sich hereingesperrt. Er war da, hinter ihm, neben ihm, saß vielleicht in seinem Zimmer und erwartete ihn. Mit raschem Entschluß eilt Sixten hinein. Sein Gemach ist leer. Mißschnell wendet er sich um nach seinem Begleiter; denn das etwas da ist, spürt er als gewiß. Er sucht den ganzen Raum durch, öffnet die Garderobethür, leuchtet in alle Ecken, hinter die Stühle, unter das Sopha; er schaut ins Schlafzimmer; nichts. Er untersucht seinen Revolver, ob er geladen. Dann trinkt er ein paar Gläser Wein und setzt sich nieder. Es ist erst elf; er will sich in Arbeit versetzen. Das geht aber nicht. Er denkt an die Vorgänge des Abends und — in welchem Zusammenhang weiß er nicht — auf einmal taucht Tore Gam in seiner Erinnerung auf, Scene um Scene, alles, was sie mit einander erlebt, alles, was er vergessen zu haben geglaubt. Aber auf einmal stand alles in anderem Lichte vor ihm als sonst. Er dachte nun an sich und sein Lebenswerk gleichsam mit Tore Gams Gedanken. Und Tore Gam hatte recht und er hatte unrecht. Nicht der Vorsichtige hatte recht, der sich hinter den Schirm der „Objectivität“ flüchtet, „Thatsachen“ sucht und die innersten Gedanken seiner Person für sich behält. Recht hatte, wer seine ganze Individualität als Einsatz gab im Wagnis des Lebens. Und Sixten hatte das heimlich immer gewußt und es nur nicht wissen mögen. Warum sagte er sich das jetzt? Warum war ihm Tore Gam nun so übermächtig gegenwärtig? . . . Draußen hatte sich ein Sturm erhoben. Die Uhr schlug zwölf. Erst zwölf? Wie gieng das zu? Sixten stand auf und legte sich ins Bett. Aber er fand keine Ruhe. Wunderliche Laute, ein Trappeln, Fegen, Scharren auf dem Dache, in der Wand, im Schornstein — wo war's doch? Etwas Schärfes, das kratzte, etwas Weiches, das schleppte, Flügel, große starke Flügel, die gegen etwas schlugen, sich zu befreien suchten, dann eine Stille, die noch unheimlicher war. Er will anzünden; das Bündelholzchen löscht im Luftzug aus. Ihm ist als habe ein unsichtbarer Mund ihn kalt angehaucht. Und auf einmal weiß er, es nähert sich. Er hört keinen Schritt, aber der Andere sucht ihn. Er starrt nach der Thür, mit dem kalten Entsetzen, mit dem man das Unausweichliche erwartet. Er starrt, bis sich der Raum hinter der Schlafzimmerschleuse mit einem sonderbaren Glanz erfüllt, wie eine große runde Sonne, in deren Mitte Dunkel war . . . Wie er hereingekommen, wußte Sixten nicht; aber auf einmal sah er Tore Gam lebhaftig vor sich stehen. Und sein Blick richtete sich auf ihn, so durchdringend, daß das Blut ihm stockte. Es war ganz dunkel, und doch sah ihn Sixten wie bei Tag, und der Schein, der ihn umgab, hatte nichts Irdisches an sich. Er kam näher; er sah immer mit dem gleichen, durchbohrenden, unergründlichen Blick auf Sixten, und es war, als wolle er etwas sagen und könne es nicht. In wahnwitzigem Entsetzen hebt Sixten die Hand mit dem Revolver und zugleich blitzt ein Schuß durch das Gemach und verschlingt die Erscheinung in Rauch und Flammen . . .

Ein paar Tage darauf liest Sixten Ebeling des Morgens die Zeitung. Da bleiben seine Augen auf einer Notiz haften. Er liest und begreift nicht, daß er dabei nicht den Verstand verlor. Den Abend vorher hatte in K. sich ein Mann auf die Schienen gelegt und war vom heranbrausenden Nachtzug zermalmt worden. Dieser Mann war Tore Gam . . . Das tiefste Grauen packte Sixten — nicht über diese Nachricht, so schrecklich sie war. Er steht dem Räthsel des Lebens gegenüber, dem Medusenblick der Wirklichkeit, den er so angstvoll gemieden. Es half nichts, sich die Augen zu verbinden, sich die Ohren zu verstopfen, sein Haus und sein Herz abzusperrern. Die Angst des Lebens dringt durch tausend Nigen zu und haucht uns mit unsichtbarem Munde an. Er hatte sie geflohen; nun war sie zu ihm gekommen. — Ein paar Tage darauf bekommt Sixten ein großes Palet. Das Tagebuch Tore Gams. Kein Geleitwort dazu. Im Tagebuch stand, was die Lippen der Erscheinung jener Nacht nicht auszusprechen vermocht. Die lange, einförmig trübe Geschichte des Bermübens einer Seele. Sixten las und las. Und als er fertig war, schien es ihm nebensächlich, ob die Ereignisse jenes Abends eine Art von Wirklichkeit hatten oder nur durch seine überreizten Nerven combinirt waren, ob er unter einer Hallucination gelitten oder ob Tore Gams Gedanken die Kraft gehabt hatten, in die Ferne zu wirken, ja dort, wo sie weilten, sich zu materialisieren. Das schien Sixten eine Frage zweiter Ordnung. Ihn beschäftigte das Problem der Sympathie und Antipathie und des Hasses, der aus unsichtbaren Keimen wächst. Das Problem vom heimlichen Kampf der Geister. Wo war die Formel für das Kräfteparallelogramm der Geister? Nach welchem Gesetze mußte seine Seele die Tore Gams überwältigen, und wieso wurde

Tore Gam nun wieder Meister über ihn? Eines schien sicher: das überlebende Individuum ist nicht immer das beste. Das beste Individuum ist, das sich selber treu bleibt. Das nichts hört als die Stimme seines Inneren. Die Stimme, die uns sagt, was groß ist und was klein. Diese Stimme aber verschwindet im Lärm der Menge; es übertäubt sie die Stimme der Leidenschaft, und die Stimme der Eitelkeit bringt sie zum Schweigen. Und schweigt sie erst, so gewöhnen wir uns an das Niedrige und Schlechte; das Haupt der Medusa hat keine Schrecken mehr für uns. Die Verflüchtigung an sich selbst, das ist aber jene Sünde gegen den heiligen Geist, die nie und nimmer vergeben wird. Mit diesem Bewußtsein baut Sixten Ebeling weiter „an dem Scheinbild wissenschaftlicher Ehre, die seine Mitwelt schon begonnen hat anzuerkennen“.

„Medusenhaupt“ ist kein Meisterwerk, aber es ist ein interessantes und ergreifendes Buch. Es ist darin neu, daß es die moderne Tragödie des Enthusiasten und des Ironikers erzählt. Beide zerbrechen; der eine, weil ihm der harte Stoff zum Widerstand gegen die Wirklichkeit fehlt, der andere, weil sein Leben keine starke leitende Idee hat. Es ist ein Buch vom Leiden der Unzulänglichkeit. Vom Sehnen und Machtlossein. Vom Nichtsmehrverstehen und Nichtsmehrbegreifen. Vom Erkennen, daß „Gerechtigkeit“ eine menschliche Kategorie ist. Aber das Zusammenhängende, sich Bedingende? . . . Wir suchen und suchen im undeutlichen Sinn unseres Lebens. . . .

Wir müssen endlich auf den Wahn verzichten, daß dem Einzeldasein ein tiefer Plan zugrunde liegt. Wir sind nur Mitspieler einer großen Stegreiftragödie; an jedem von uns, den ihm zuertheilten Charakter reich und völlig zum Ausblühen zu bringen.

Marie Herzfeld.

Ballett.

(„Die Braut von Korea“, Ballett von Regal und Passeriter, Musik von Bayer.)

Es ist eine seit langer Zeit feststehende und maßgebende Meinung, daß ein Ballett aus einer Aufeinanderfolge von Einzel- und Chortänzen bestehe, die, in schöner decorativer Umgebung ausgeführt, den Schein einer möglichst komischen Handlung erwecken, und von einer einfachen, recht landläufigen Tanzmusik begleitet werden. Es gehört zum Princip dieser Tradition, daß an das Ballett selbst gar keine, namentlich nicht künstlerische Ansprüche gestellt, und alle derartigen Ansätze sorgfältig niedergehalten werden, so daß dem Zuschauer nichts anderes übrigbleibt, als sein Interesse auf schöne Decorationen und Tänzerinnen zu concentriren, an denen er sich nicht genug sattsehen soll. Die weitere Folge dieses Principes ist, daß eine derartige Scenerie für kurze Zeit vielleicht ganz amüsant, für einen ganzen Abend aber zu langweilig ist. Diesem Uebelstande soll nun durch eine forcierte Komik abgeholfen werden. Da aber auch diese nicht zu erreichen ist, wenn die dargestellten Bilder keinen tieferen Sinn haben und keine Handlung aufbauen, so bleibt nichts anderes übrig, als alle Bewegungen, Gesten und Masken ins Groteske zu übertreiben. Man kommt damit auf den Stil des Circus-Clown. Dieser Stil, der so vielen unserer Ballette eigen ist, verdirbt die ganze Darstellungskunst unseres Ballettpersonales. Es bedurfte nicht erst der Aufführung der „Braut von Korea“, um mich zu überzeugen, daß in unseren Balletten von einer natürlichen mimischen Darstellung schon längst nicht mehr die Rede ist. Es ist höchst selten, daß einer oder der andere Darsteller natürlich auftritt und stimmungsmäßige, lebenswahre Bewegungen ausführt. Der Totaleindruck ist immer der, daß alles zur Caricatur verzerrt wird, als wenn lediglich auf Drähten aufgezogene Puppen agieren würden.

Wie könnte das auch anders sein, wenn alle Ballettdichter nicht einmal auf den Gedanken kommen, daß sich ein Ballett ebenso künstlerisch gestalten lasse wie ein Schauspiel oder eine Oper, und wenn sie es von vornherein als ausgeschlossen betrachten, daß man auf ihrem Gebiete ähnliche Anforderungen stellen dürfe. Dann würden auch die zahlreichen Ueberheiten vermieden werden, die dadurch entstehen, daß man von der Mimik und der Geste einen Ausdruck verlangt, der ihnen ihrer Natur nach unmöglich ist und der schon manchen Choreographen veranlaßt hat, zu groß aufgeschriebenen Worten, einzelnen Liedern oder Ausrufen zu greifen, die, mitten in der sprachlichen Stille des Balletts ertönend, eines lächerlichen Beigeschmacks nicht entbehren.

Diesem verwilderten Stil gegenüber sollten wir daran festhalten, daß auch das Ballett eine Handlung bilden soll, welche den Zuhörer durch das dramatische Interesse an der Entwicklung und dem Ausgang dauernd fesselt. Die jetzt noch immer dominirenden Tanzkunststücke, bei denen scenische Darstellung nicht in Betracht kommt und das Herumspringen als solches Selbstzweck ist, gehören ebenso wenig zum Ballett, wie die alten Coloraturarien mit ihrer undramatischen Entfaltung gesanglicher Papageisfertigkeit in die Oper gehörten. Die degenerirte Tanzkunst mit ihren überflüssigen Sprüngen und verblüffenden Posen ist nicht nur der unkünstlerischste und überflüssigste, sondern auch der theuerste Theil unserer Ballette. Das Ideal und die Zukunft des Balletts ist mit einem Worte jene Pantomime, wie sie vor einigen Jahren von Paris aus ihren Weg

über die größeren Bühnen gemacht hat, und als deren heikluffigen Höhepunkt ich etwa „L'enfant prodigue“ bezeichnen möchte, jene Pantomime, die, ohne großen Apparat insceniert, einen ganzen Abend in Anspruch nahm und dabei keinen Moment langweilig wurde — so interessant und verständlich war die Handlung aufgebaut, so einfach und natürlich wurde dabei gespielt. Nur die Musik ließ noch viel zu wünschen übrig. Ob eine Bühne wie unsere Oper dieses Genre aufnehmen kann, ist allerdings fraglich, weil die Feinheiten der Mimik und Geste in dem großen Hause verloren gehen würden. Eine sorgfältig gewählte Handlung könnte übrigens auch die Mitwirkung eines Ensembles als dramatische Forderung einbegreifen, und mit dieser Modification dürfte sich auch die Pantomime in der Hofoper vornehmer, künstlerischer und vor allem interessanter ausnehmen, als das bisherige langweilige Ausstattungsballett.

Zu dieser letzteren Gattung gehört auch die jüngste Novität der Oper: „Die Braut von Korea“. Von einer eigentlichen Handlung, die man versteht und an der man wenigstens bis zu einem gewissen Grade theilnimmt, ist gar nicht die Rede. Nicht einmal eine herrschende Idee zieht durch die Bilderreihe hindurch, wie etwa in „Excelsior“. Die Folge davon ist, daß die sich ewig wiederholenden Gruppierungen und Bewegungen, die wir schon aus anderen Balletten kennen, die längst bekannnten, komisch sein sollenden Scenen (wie die ungeschickten Recruten) schließlich ermüdend wirken. Selbst der Ausstattungszauber wirkt längst nicht mehr mit der alten Ursprünglichkeit. Die kleinen Pappdeckelschiffe, die im Hintergrunde der Bühne herumfahren, die sogenannte Seeschlacht, der Einsturz einer Brücke und ähnliches, das sind denn doch Kunststücke, die heute nur mehr kleinen Kindern imponieren. Schade um soviel Arbeit und Mühe, die auf so kleinliche Wunder verwendet wurden. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß in der decorativen Ausstattung die eigentlichen Ballettheater der Großstädte, wie das „Empire“ und „Alhambra“ in London, viel bedeutenderes leisten, aber dann auch keinen anderen Anspruch erheben, als den eines großartigen Orpheums. Mit diesen wird die Oper doch nicht concurrieren wollen!

Eine dankbare Aufgabe hätte die Ballettregie in der Ausarbeitung des Vocalcolorits gefunden, das durch das chinesische und japanische Sujet ermöglicht war. Aber auch auf diesem Gebiete konnten der Verfasser und Regisseur die herkömmliche Schablone nicht ganz abstreifen. Es gewährte einen ganz eigenhümlichen Anblick, wenn einzelne Personen vom Kopf bis zu den Hüften japanisch oder chinesisch, von da ab in modernes europäisches Tricot gekleidet waren, oder wenn mitten in der japanischen Straßenscene eine europäische Ballerine in ihrem stereotypen Ballettröckchen erschien. Von diesem Röckchen scheint sich unser Ballettregisseur überhaupt nicht mehr trennen zu können. Er hält es offenbar für einen nothwendigen Bestandtheil des Balletts, ganz gleichgültig, wo dasselbe spielt. So kommt es, daß wir auch in unseren Opern, sei es im Elysium des Orpheus, im Angesichte der Schweizer Berge im Tell, in der Walpurgisnacht des Faust, immer dasselbe Ballettbild haben. Diese schablonenmäßige Behandlung hat uns den einheitlichen künstlerischen Stil mancher sonst guten Opernaufführung schon oft verdorben, während sich unsere Regie bei wirklich künstlerischen scenischen Aufgaben, wie dem Arrangement von Siegfrieds Leichenzug in der Götterdämmerung oder den in Einklang mit der Musik zu haltenden Verwandlungen des Rheingold, aller Pflichten durch Herablassen eines grauen Vorhanges entledigt hat. Allerdings hat der Ballettregisseur den Trost, sich in diesen Vorwurf mit dem Opernregisseur theilen zu dürfen.

Ebenso wenig erbaulich wie das künstlerische Arrangement unserer Ballette ist die Ballettmusik. Bayers Compositionen repräsentieren in dieser Beziehung die tiefste Stufe, die in der Hofoper überhaupt noch möglich ist. Er ist übrigens nicht der einzige Ballettcomponist, der zu übersehen scheint, daß die Ballettmusik dramatische Musik ist, die sich den einzelnen Phasen der Handlung genau anzuschließen hat. Mit trivialen Tanzstücken kommt man da musikalisch ebensowenig aus, wie scenisch mit den Tanzkunststücken. Auch Bayer hätte im Vocalcolorit des Balletts eine willkommene Aufgabe für national-charakteristische Musik finden können. Die Siebold'sche Sammlung japanischer Weisen, noch mehr das vorzügliche Werk Pigotts über Japan (dessen Studium auch Herrn Hakreiter nicht geschadet hätte) würde ihn über den Charakter japanischer Nationalmusik aufgeklärt haben. Auch die alte, angeblich 2000 v. Chr. componierte chinesische Hymne hätte da nicht fehlen dürfen. Ebenso hätten ihm über die Musik auf Java die Publicationen des ausgezeichneten niederländischen Historikers Land den wünschenswerten Aufschluß gegeben. Die Aufführung solcher Nationalmusik auf Nationalinstrumenten wäre ein Ereignis für sich gewesen, vorausgesetzt, daß man sich mit der Festhaltung des Vocalcolorits überhaupt befassen wollte. Nichts aber wirkt komischer als die offenbare Absicht, dies zu thun, vereint mit dem Unvermögen, sie entsprechend durchzuführen. Ob China, Java oder Japan auf die Bühne tritt, es ist immer echter, unverfälschter Wurstelprater, der uns aus dem Orchester entgegenkömmt. Ob diese bescheidenen musikalischen und choreographischen Genüsse die großen Kosten wert waren, die sie verursacht haben sollen, das wird die Folge lehren; das künstlerische Ergebnis wird auf keinen Fall befriedigend sein.

Es ist, wie gesagt, fraglich, ob die Pflege der Pantomime im engeren Sinne in den großen Räumen unserer Hofoper möglich ist, aber wenn schon die Annäherung an größere Ballettensembles unvermeidlich ist, dann wird die Direction darauf bedacht sein müssen, den Aufführungen einen höheren künstlerischen Anstrich zu geben, denn zum Vergnügungsetablisement wird sie die Oper doch nicht degradieren wollen und zur Aufführung von Ballmusik gibt es, in Wien wenigstens, andere congeniale Orchester genug. Da die Direction den genialen Einfall gehabt hat, durch Einfügung einer Ballettnovität in das Repertoire zu Ende der Saison die durch lange Winterurlaube angestrengten Opernmitglieder im Sommer zu entlasten, so hoffen wir, daß sie nun auch sündig genug sein wird, ein Mittel zu finden, sich selbst von den Mühen der Leitung zu erholen. Es wird ihr nicht schwer fallen, sich davon zu überzeugen, daß der Wunsch allgemein ist, eine Saison wie es die diesjährige war, nicht mehr wieder zu erleben.

Richard Wallaschet.

Unsere Seceffion.

In der letzten Versammlung der Wiener Künstler ist es zu einer häßlichen Scene gekommen. Man hat gelärmt, man hat geschrien, es fehlte nicht viel und man wäre thätlich geworden. Am Ende sind die „Jungen“, durch die rüde Art des Herrn Felix beleidigt, protestierend abgezogen. Es heißt nun, daß sie gesonnen sind, auszutreten. Sie haben ja schon vor ein paar Monaten eine „Vereinigung der bildenden Künstler Oesterreichs“ begründet. Aber diese war damals nur als ein neuer Club in der alten Genossenschaft gedacht. Sie hatten gar nicht vor, sich von ihr zu trennen, sondern es sollten bloß einige Leute, die sich durch eine gewisse Modernität und mehr noch durch ihren künstlerischen Ernst verbunden fühlten, eine besondere Abtheilung, sozusagen ihr kleines Comité für sich bilden. Das war der erste Plan. Dieser gute Vorsatz, Streit zu vermeiden und, wenn man sich schon entfremdet hatte, doch einen loyalen Frieden zu halten, ist nun durch die Behäufigkeiten der herrschenden Partei vereitelt worden. Es ist kaum zu denken, daß die Jungen nach den Scenen von neulich noch länger in der Genossenschaft bleiben. Sie können es mit dem besten Willen nicht mehr. Sie sind ohnedies geduldiger gewesen, als es die Jugend zu sein pflegt, und eigentlich sogar (diesem Tadel darf man ihnen nicht verschweigen) geduldiger als man es in einem Kampfe um seine Rechte sein darf. Was haben sie sich nicht alles gefallen lassen! Von einem Jahr auf das andere haben sie umsonst gehofft und mit Versprechungen, die niemals gehalten wurden, hat man sie wie lästige Gläubiger hingezogen. Sie sind schon höchst lächerlich gewesen. Aber auch die Wiener Gemüthlichkeit muß einmal ein Ende haben.

Treten sie nun aus, so muß ihre „Vereinigung“ anders werden, als sie damals geplant war. Sie wird nicht mehr ein Club in der Genossenschaft sein, sondern selbst eine neue Genossenschaft neben der alten, die Genossenschaft der Jugend. So hätten wir denn endlich auch, hat man ausgerufen, so hätten wir denn nun auch unsere Seceffion! Natürlich, sagen die Leute, wir müssen ja alles nachmachen — und natürlich immer zu spät, wenn die anderen es sich längst schon wieder anders überlegt haben! So wird gesprochen, weil die Leute meinen, unsere Seceffion sei dasselbe, was die Pariser oder Münchener gewesen ist. Es ist an der Zeit, ihnen zu zeigen, daß sie dies nicht ist. Sie hat mit der Pariser und Münchener Seceffion nur den äußeren Vorgang gemein, daß sich ein paar „Junge“ von der Gesellschaft der „Alten“ loszogen. Aber ihre Motive sind andere, der Sinn des ganzen Unternehmens ist anders. Darüber muß man sich klar sein, um es vor Ungerechtigkeiten, sich selbst vor Enttäuschungen zu bewahren.

In Paris und in München ist es der Sinn der Seceffionen gewesen, einer neuen Kunst zu ihrem Recht zu verhelfen, das ihr, wie die „Jungen“ behaupteten, von den „Alten“ verweigert wurde. Also ein Streit in der Kunst um die bessere Form. Je nach seiner Aesthetik konnte man sagen: ein Kampf der Moderne gegen die Tradition; oder bescheidener: ein Kampf um eine neue Technik; oder sogar, wenn man die Neuerungen nicht billigte: ein Versuch, die heutige Mode gegen das ewige Gesetz auszuspielen. Aber immer ein Streit in der Kunst. Beide Gegner wollten dasselbe: der Schönheit dienen; nur über die Mittel konnten sie sich nicht verständigen. Beide riefen nach der Kunst, nur jeder mit anderen Worten. Künstler standen gegen Künstler. Es war ein Kampf der Schulen, der Doctrinen, der Temperamente oder wie man es nennen will. Um diese handelt es sich bei uns gar nicht. Bei uns wird nicht für oder gegen die Tradition gestritten, wir haben ja gar keine. Es wird nicht zwischen der alten und einer neuen Kunst, nicht um irgend eine Veränderung in der Kunst gestritten. Es wird um die Kunst selbst gestritten. Die „Vereinigung“ wüßte der „Genossenschaft“ nicht vor: Du bist für das „Alte“, und sie ruft ihr nicht zu: Werde „modern“. Nein, sie sagt ihr bloß: Ihr seid Fabrikanten, wir wollen Maler sein! Das ist der ganze Streit. Geschäft oder Kunst, das ist die Frage unserer Seceffion. Sollen die Wiener Maler Industrielle bleiben oder ist es ihnen erlaubt, Künstler zu werden? Wer der Meinung ist, daß Bilder Waren sind wie Hosen oder Cigarren, der bleibe in der „Genossenschaft“. Wer malend oder zeichnend die Gestalten seiner Seele offenbaren will, der wird zur „Ver-

zu „dichten“ anfangen, meistens mit sehr viel Gedächtnis und gar keinen Qualitäten. Das kann man Herrn Franz nicht nachsagen. Er ist noch etwas unbeholfen, aber es wäre möglich, daß er bald ein gutes Theaterstück schreiben wird. Vorberhand sind ihm freilich nur erst zwei gute Acte gelungen. Wie man anfängt und wie man aufhört, scheint er noch nicht zu wissen; wenn er aber endlich (es dauert ein bißchen lang) und so lange er (es hält leider nicht aus) in Schwung ist, geht es flott und nicht ohne manchen bald anmutigen, bald wirksamen Einfall dahin und eine gewisse nützige Selbstironie ist sehr sympathisch. Von seinem Erfolg mag er übrigens einen Theil an die Collegen abgeben. Die Fräulein Glätkner und Herr Weiche die besten Scenen im zweiten und dritten Acte spielen, das muß man gesehen haben: mit einem Geschmack, einem Tact und einer lieben stillen Lustigkeit, die jedes Bedenken hinwegschertzen. Herr und Frau Martinelli, Herr Giampietro, Herr Amou und Frä. Pohl schlichen sich mit Eifer an.

Bücher.

„Moderne Dichtung.“ Gesammelt von Alfred Gutz und J. Ad. Bondy. Prag. Verlag der „Modernen Dichtung.“

Eine Sammlung von lyrischen Gedichten, in Prosa und Versen, mit Geschmack und Sorgfalt, wie es scheint aus reichem aber keineswegs übermäßig bedeutendem Material gesammelt. Somit wäre das Urtheil über diese besondere Sache erledigt, zugleich aber scheint mir einiges über die jetzt sehr zahlreiche Gattung solcher Publicationen zu sagen notwendig. Sie scheinen mehr einem Bedürfnis der jungen Lyriker, als einem Willen des Publicums zu entsprechen. Und dieses Bedürfnis scheint wieder mehr dem Ehrgeiz und der Jugend zu entspringen, als der richtigen Erkenntnis vom Ziel und Zweck und von der Würde der lyrischen Kunst. Der Sinn für das Wesen der Lyrik scheint verloren. Alle wahrhaft großen lyrischen Dichter hatten und haben ihn. Sie sehen in Versen das Denkmal einer Stimmung, ihren reinsten Klang, ihr erlesenstes Wort, ein Geschenk für die eigene Seele und für wenige erlauchte Freunde. Bei jeder anderen Kunst mag man den Grundsatz *l'art pour l'art* ächten, bei der Lyrik wird man ihn gelten lassen. Jedes Gedicht geht zu denen, die es verstehen. Das Volklied zu dem Volk, die monumentale Form der subjectiven Poesie zu den Seelenverwandten. Gedichte drucken, die sicher keine eigentlichen Lieder sind, die nie gesungen werden könnten und als gute Gedichte begabter Jünglinge, keineswegs aber als Denkmal erhabener Seelen auftreten können, heißt sich von vornherein auf das Niveau stellen, das man verachtet. Den Durchschnitt will man gewinnen. Wohl hat man auch den Durchschnitt der Kunst gegeben. Aus Klugheit also wären schon solche Sammlungen zu vermeiden. Anders ist es freilich mit den ganz Großen, den Menschen und Künstlern, sie dürfen ihr Bild getrost in einem Buche der Menschheit erhöhen, sie stellen es über, nicht unter die Menge. Gerade die kleinen, wenn auch fein gebildeten Geister sollten sich aber vor solchen Sammlungen hüten, an denen man leicht den hübschen Geschmack und den Mangel an Größe schon daran erkennt, wie alle diese Äußerungen der verschiedensten Leute hübsch harmonieren, zusammenpassen, wie kein Gedicht das andere erschlägt und wie alle zusammen so recht ein Niveau bilden: das der guten Durchschnittslyrik. Möchten doch die jungen Dichter es immer beherzigen, daß der wahrhafte Ruhm sehr unabhängig ist davon, ob ein paar Zeitschriften mehr oder weniger Gedichte von einem bringen und, ob man ein Blatt für die geringsten Verse findet oder nicht. Die Gedichte des Stephan George sind nur für ein paar Freunde gedruckt, aber sein Ruf geht neben Mallarmé. Etwas Demüthiges liegt in solchen Sammlungen. Uebrigens sehe ich sofort den Widerspruch. Wären diese jungen Leute wahrhaft groß, hätten sie dieses erhabene Gefühl der Kunst, oder wären sie nur so klug, auch ohne es zu besitzen, aus richtiger Erkenntnis sich dazu zu zwingen, sie ständen nicht, wo sie stehen, sie sammelten nicht, was sie sammeln. Immerhin aber ist es ganz gut, wenn das Publicum wenigstens solche anständigen Sammlungen bekommt, nicht die früheren „Auslesen“ und „Goldkörner“ oder wie diese Dinge hießen. Die Gedichte sind gut und mit Geschmack ausgewählt, keines stellt das andere bloß, alles könnte von jedem sein. Ein paar Sachen sind allenfalls da, die man gerne herausnimmt und für sich leben ließe. Nun sollte man eigentlich ein paar Namen nennen, aber nach dem, was ich früher gesagt habe, will ich sie lieber verschweigen, ich würde ja sonst eine kleine Proscriptionsliste von Dichtern aufstellen, die das Wesen ihrer Kunst, sei es aus Eitelkeit oder aus Liebeshwürdigkeit gegen die Herausgeber, oder aus Ehrgeiz oder Unverstand oder Leichtsin oder Jugend vergessen oder preisgegeben haben. Und dagegen ist das Verdienst, ein hübsches Gedicht beigetragen zu haben, wie mir scheint, gering.

D. St.

Concert-Handbuch. II. Gesangsmusik mit Orchester deutschen und ausländischen Verlags. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1897.

Der Zweck des vorliegenden Verzeichnisses ist, für das Publicum wenigstens, nicht recht klar. Die Verlagshandlung hat ein Lager für Concertmaterial errichtet, in das es Originalwerke deutschen und ausländischen Verlags, sowie Ausgaben fremden Wettbewerbes, soweit es gewünscht wird, aufnimmt. Von diesem Lager ist das vorliegende Buch ein Verzeichnis. Da die großen Verlagshandlungen ohnedies ihre eigenen Verzeichnisse herausgeben und auf neue Erscheinungen aufmerksam machen, das vorliegende Verzeichnis aber keineswegs vollständig ist, so ist kaum einzusehen, welchem Bedürfnis das Concert-Handbuch abhelfen soll. Die in der Vorrede erwähnte „Zugänglichkeit des geeigneten Concertmaterials“ dürfte denn doch durch eine einfache Anfrage bei einer Musikalienhandlung auch ohne Concert-Handbuch nicht erschwert sein.

M. W.

Hermann Bang: „Fräulein Caja.“ Novellen. München. Albert Langen. 1897. Kl. Bibl. V.

Zum erstenmale werden hier drei der vielen unschätzbaren Novellen dieses großen, dänischen Meisters vereinigt und in guter Uebersetzung den

modernen Deutschen gegeben, die Jacobsen so sehr lieben und nun einen neuen, großen, dänischen Dichter kennen lernen. Schon aus diesen drei Proben erkennt man den außerordentlichen Reiz einer ganz intimen Beobachtung und wundervollen Treue. Aber mehr zu sagen, hebt man sich wohl auf, bis mehr von dem Schaffen des großen Künstlers vor uns steht wird. Dann wird man des weiteren von dieser subtilen Psychologie, dieser flatternden Farbenzartheit und eleganten Weise zu sprechen haben und von dieser einfachen Größe, mit der die Alltäglichkeiten erscheinen, wenn ein großer Künstler sie sieht und zeigt.

D. St.

„Das Wunderbare“ Novellen von Heinrich Mann. München. Paris. Albert Langen. Kl. Bibl. IV. 1897.

Wenn man einmal die wesentlichen Werke nach dem Naturalismus historisch betrachtet wird, dürfte man alle unter einer Art moderner Romantik zusammenfassen. Wir Deutschen werden dabei nicht ohne Lächeln beurteilt werden. Indes die Franzosen diese Größe des Wunderbaren von Scepticismus frei darzustellen wußten, Villiers in seinen Novellen gerade den Sieg des Wundervollen über Scepticismus und Ironie in seiner lächelnd-grausamen Weise zeigte und Barbey mit ganzer Seele sich dem Heroischen ergab, ebensowenig an Gott zweifelnd, wie an den mannigfachen Wundermöglichkeiten, haben wir seit E. Th. A. Hoffmann alle derartige Phantastie verloren. Nun ist uns die Sehnsucht darnach freilich angefliegen, da ist es ergötzlich zu sehen, wie unser pedantischer Unglaube sich mit solchem Hoffen abmüht, wie die sceptische Gelehrsamkeit alle diese Dinge vorsichtig von der wilden Erde reinigt und wahrscheinlich macht; heroisches wird spießbürgerlich. Wir hatten diese sanften Wunder von Heine, nun begegnen wir wieder einem ähnlichen Talent. Heinrich Mann schreibt den gleichen, reinen, ein wenig unpersonlichen, aber glatten und classischen Prosaflut der Epigonen, aber man beneidet ihn um seine Stoffe, die nach einem wuchtigen, harten, grausamen Künstler schreien, was hätte Barbey, was Villiers aus der ersten und letzten Novelle gemacht, so aber ist alles eine kühle Eleganz, alles Leidenschaftliche oder Ahnungsvolle nur mittelbar durch Schleier gesehen und wiedergegeben. Eines aber ist sicher, daß diese Stoffe, die Plastik der Worte, manches in der Stimmung und der ganze Ton der Erzählung, einer feinen, gelassenen, altväterischen Weise einen reifen, fertigen Künstler zeigen, dessen Talent allerdings eher zum Lieblich-Graziösen, als zum Erhabenen-Heroischen, eher zur Sanftheit, als zur Wollust und Leidenschaft neigen dürfte.

D. St.

Wilh. Pastor. Wanderjahre. Sociale Essays. Berlin. Schuster & Loeffler. 1897.

In diesem starken, eigenthümlichen Menschen sieht man nach langer Zeit wieder den goetheschen, universalen Zug erwachen, die Kunst, durch die Erkenntnisse der Wissenschaft zu vertiefen und ihr eine weitere Schwungkraft zu geben, die Wissenschaft wieder durch die Kunst berechtigt, weitsehend und geflügelt zu machen. Freilich werden solche Essays den Künstlern nicht ganz genügen und die Gelehrten werden lächeln. Die aber, die eindringlich zu lesen und zu verstehen wissen, werden vielleicht wider den Willen des Autors von dem, was er sagt, lehrt, erkennt, abgelenkt und zur Bewunderung der Persönlichkeit geführt werden, die in jedem Werk eine so eigene, ruhige, sichere Art hat, sich zu äußern.

D. St.

Meera: Das Buch meines Sohnes. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1897.

Dem tiefer Schauenden kann es nicht entgehen, daß den höheren Menschen unserer Zeit die aufrichtige Liebe zu der Jugend fehlt. Wohl ist bei vielen eine neugierige Sympathie da, die instinctive Lust, sich mit dem Frischen, Unausgeblühten, Hoffungsreichen zu drapieren, aber jene griechische Hingebung an die Jugend, jener bis zur Selbstverleugnung reichende Glaube, daß Erziehung die höchste menschliche Thätigkeit sei, und die Bildung der Jugend mit den eigenen großen Thaten wichtiger als diese selbst, ist fast nirgends zu finden. Darum leidet die heutige Jugend, wenigstens der entwicklungsfähige, zum Hohen strebende Theil derselben, an schwereren Kämpfen, als ihr unfertiger Organismus zu ertragen imstande ist, taumelt von Ideal zu Ideal, niht an Unfruchtbarem die zarte Seele ab, endet schließlich im Sumpf des Scepticismus. Wie würden Plato und Sokrates voll Mitleid auf diese Zeit schauen, — diese Großen, die sich zum Lehren nicht groß genug dünkten! — Man tödtet die Jugend, indem man grausam und blind ihr Wollen an ihrem Können mißt. Man nimmt das hohe Bild ihrer Phantastie, stellt es nackt vor sie hin und sagt: „Seht, eure Hoffnung ist ein Phantom, nie werdet Ihr es in die Wirklichkeit zu stellen vermögen. Ja, es ist nicht einmal das Phantom eurer eigenen Seele, es ist kein jugendlich vermessener Glaube an Euch selbst, es ist vielmehr das Bild eines Wesens, das, wie Ihr wohl wißt, nichts mit Euch zu thun hat, das einmal kommen soll, aber nie aus Euch kommen wird.“ — Mancher wollte helfen, indem er die Jünglinge auf ein kleines, flaches Feld führte. Dort sollten sie ruhig ihren Kräften gemäß arbeiten, alles zu Tiefe und zu Höhe müßten sie meiden, wenn sie geheilt werden sollten. Diese Hülfe kam zu spät. Ihr Glaube, ihre Wünsche hatten sich zu reich entfaltet. Zu tief hatte das Leben in ihrer Seele gepflügt und zu reich seinen Samen in sie geworfen, als daß sie auf sich selbst hätten noch verzichten können. Sie spürten in sich die Aufgabe, alle Geschenke, die das Leben in sie legte, alle Leidgeschenke und Freuden geschenke zu wahren, eifersüchtig, unbeugsam zu hüten, bis die Zeit käme, in der sie dem Leben seine Gaben von ihrer Seele neugeformt, verklärt, gedeutet wiedergeben konnten. Nur der Künstler kann es, nur der Künstler kann dem Leben dankbar sein, fühlten sie. Filt diese strebende, irrende Jugend, die an ihren Idealen ekstatische Freuden genießt und doch an ihnen verblutet, ist das neue Buch der großen Italienerin geschrieben. Es spricht wie ein Freund und wie ein Lehrer zu ihr. Aus der großen Liebe für sie ist es geschrieben, und darum wird es auch groß in ihr wirken.

M. M.

Fritz Marti: „Das Vorspiel des Lebens.“ Eine Erzählung in Kindergeschichten. Berlin 1897, Verlag von Otto Fank.

Eine Reihe zarter Idyllen sind hier zum Roman verbunden. Jedes Capitel gibt ein besonderes Bild des Lebens, meist ein heiteres mit Fröhlichkeit geschautes, und baut gleichzeitig die Jugendgeschichte eines armen

offizielle Diners und vier Empfänge wovon der Neujahrsempfang, an dem er 6-8000 Gästebriefe auszuhändigen hat, der feierlichste und prunkvollste ist. Trotz der demokratischen Gesinnung spielt die Frage des Vortritts eine große Rolle, und die Rangordnung bei der Tafel ist der Gegenstand gründlicher Erwägung. Ebenso herrscht beim Amtsantritt jedes neuen Präsidenten ein streng geregeltes Ceremoniell.

Ueber die Mission des Judenthums schreibt Mr. D. J. Simon in der letzten „Jewish Quarterly Review“. Er glaubt, das Judentum habe eine ganz besondere Lehre zu verkünden, eine andere als die sonstigen christlichen Religionen. Er stütze sich nicht auf eine Reihe von Schriften, sondern habe eine vielhundertjährige Tragödie zum Zeugnis, die Geschichte von zweihundert Generationen, die für ihren Glauben gelitten und gelitten haben und für ihn gestorben sind, ohne ihn aufzugeben. Ihre Religion sei ein inniger, persönlicher Verkehr mit Gott, ein Verkehr wie zwischen Vater und Sohn, der keinen Mittler duldet. Jeder wahre Jude sei unerschütterlich von diesem engen persönlichen Zusammenhang mit Gott überzeugt, und darum falle es ihm zu, der den Weg zu Gott suchenden Menschheit zu verkünden, dass dieser Weg in seinem Glauben zu finden sei. Ueber Christus meint Mr. Simon, er sei wohl keine Verkörperung Gottes, aber sicherlich ein großer jüdischer Reformator gewesen; hätten die Juden seinerzeit ihn richtig erkannt, dann hätten sie sich um ihn gesammelt und in seinem reformatorischen Werk unterstützt, und unendlicher Segen wäre für das Judentum und alle anderen Völker daraus erwachsen.

Das letzte Quartalheft der „Rasskaja Starina“ enthält interessante, noch unbekannt Details über das kurze Interregnum, das nach dem Tode Alexanders I in Russland herrschte, und den rasch unterdrückten Aufstand vom 18. December 1825 hervorrief, der den Hochadel Russlands in Trauer stürzte, seine hervorragendsten Vertreter hinwegraffte und die Dynastie der Romanoffs fast um die Krone gebracht hätte. Wie man aus den Aufzeichnungen erfährt, entstand die ganze Verwirrung aus den mangelhaften Verfügungen des Kaisers Alexander I. Nicolaus, welchen er im Einverständnis mit dem älteren Bruder Constantin, der freiwillig auf die Thronfolge verzichtete, zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, war von diesem Beschluss nicht unterrichtet. So war er der erste, der bei der Nachricht von Alexanders Tode Constantin zum Kaiser proclamierte und ihm den Eid der Treue leistete, sowie den Truppen denselben abnehmen ließ. Als der Staatsrath darauf dem letzten Willen des verstorbenen Kaisers die Verfügun von der Erbfolge des Nicolaus einnahm, weigerte sich dieser ohne ausdrückliche persönliche Intervention des verzichtenden Constantins die Kaiserwürde anzunehmen. Dieser aber, der als Privatmann in Warschau lebte, wollte nichts mit den Wirnissen der Politik zu thun haben. So blieb Nicolaus nichts übrig, als ein Manifest an das Volk zu erlassen und die Vorgänge zu erklären. Die Feinde des Thrones aber hatten die Zwischenzeit benützt, um zu verbreiten, dass Nicolaus einen Staatsstreich vorhabe, und gegen Constantins Willen den Thron usurpieren wolle. Darauf verweigerten die kaiserlichen Gardes die Eidesleistung und rotteteten sich vor dem Palast zusammen. Erst ein Bombardement, dem viele Hunderte von Empörern, darunter zahlreiche Aristokraten erlagen, trieb die Rebellen auseinander und stellte die Ruhe wieder her. Die Häupter der Verschwörung wurden hingerichtet oder nach Sibirien deportiert, und Nicolaus ließ so draconische Strenge walten, dass ein schwerer Druck auf dem ganzen Lande lastete und seine Krönung im folgenden Jahre mehr einer Trauerfeier als einem Freudenfeste gleich.

Einem Reisebericht der Frau S. Nyblom in Nr 2 der „Nordisk Tidskrift“, entnehmen wir die folgenden Worte über Berlin: „Spricht ein Preuße das Wort Berlin aus, so thut er es mit der Miene eines Kartenspielers, der den höchsten Trumpf ausspielt und den Partner herausfordernd ersucht, dies gefälligst zu sehen. Erwähnt ein Franzose Paris, so thut er es mit der ruhigen Würde und scheinbaren Nachlässigkeit, mit der ein Aristokrat seinen Titel nennt. Wenigen Städten Europas fehlt es so sehr an Traditionen wie Berlin. Es gibt da keine Gebäude, keine Monumente der Vergangenheit, um der Gegenwart Perspective zu verleihen. Und darum liegt etwas Kaltes, Aeußerliches, Uninteressantes in diesen breiten Straßen und Plätzen, mit ihren Fagaden und Vergoldungen — etwas das nach Parvenuthum schmeckt. Von den Berlinern kann man natürlich nicht sprechen, wenn man nicht durch die starken Portale in das Innere der Häuser gedrungen; aber die Leute, die man auf der Straße trifft, scheinen ebenso armuthlos wie ihre Stadt. In jeder anderen Stadt kann man sich einen Begriff von der Bevölkerung machen — Berlin hat aber bloß Juden und Soldaten.“

Das Torfmoor.

Von Alexander Kielland.

Sehr hoch über der einsamen Heide flog ein alter gelehrter Rabe. Er nahm die Richtung nach dem fernen Westen, dem Ufer des Meeres zu, in der Absicht ein Schweinsohr auszugraben, das er in guten alten Zeiten dort verborgen hatte.

Man war tief im Herbst, und es mangelte immer mehr an Nahrung.

„Wenn man eines Raben ansichtig wird“, hat Vater Brehm gesagt, „dann braucht man nicht lange auszuschaun, um einen zweiten folgen zu sehen.“ Aber man hätte lange der Richtung des alten weisen Raben nachsehen können — er kam allein und niemand folgte ihm. Ohne sich irgendwie zu beunruhigen, ohne ein Gefächze auszustößen, eilte er auf seinen kohlschwarzen Flügeln vorwärts, durch den dichten, regenschweren Nebel, geradeaus nach Westen.

Während er so im gleichmäßigen Fluge dahinzog, prüfte er mit scharfem Auge nachdenklich die Landschaft unter sich, und ein tiefer Kummer bemächtigte sich des alten Vogels.

Jahr um Jahr vermehrten sich da die kleinen gelben und grünen Parzellen an Zahl und Flächenraum. Ein Morgen Landes um den

anderen wurde der Einsamkeit der Heide entzogen. Immer mehr Häuser erhoben sich mit ihren rothen Ziegeldächern und niederen Schornsteinen, aus denen wie der Athem der ölige Rauch des Torfs strömte. Menschen kamen, um überall alles zu verderben!

Er erinnerte sich der Tage seiner Jugend — viele Winter waren natürlich seitdem dahingegangen: da war eben hier für einen Raben, der den Wunsch hatte, sich mit seiner Familie zurückzuziehen, der wahre Platz gewesen. Langgestreckte unendliche Heidefelder, eine Unmasse von Hasen, Schwärme von kleinen Vögeln, an der Küste Eidergänse mit ihren großen köstlichen Eiern und dann allerhand gute Bissen, soviel das Herz begehrt.

Jetzt sah er, wie Haus auf Haus folgte, grüne Wiesen auf gelbe Kornfelder, und die Nahrung war so selten geworden, daß ein aller wohlgeborener Rabe meilenweit fliegen mußte, um ein armseliges Schweinsohr auszugraben.

Ach, diese Menschen, diese Menschen! Der alte Vogel kannte sie gar gut. Er war unter ihnen groß geworden, und zwar, was fast noch mehr sagen will, in der Aristokratie. Seine Kindheit und seine Jugend hatte er in dem großen Hause nächst der Stadt verlebt.

Aber jetzt, so oft er über dieses Haus dahinslog, schwang er sich hoch in die Lüfte, so daß man ihn nicht erkennen konnte. Denn wenn er eine weibliche Gestalt im Garten erblickte, dachte er, es könnte das junge Fräulein mit den gepuderten Haaren und dem weißen Hut sein, während es thatsächlich die Tochter jener jungen Dame war, die eine Witwenhaube über den schneeweißen Locken trug.

Hatte er unter den Aristokraten viele Freuden erlebt?

Nun, es kommt darauf an, wie man die Dinge betrachtet. Es gab sehr viel zu essen, und man konnte auch viel lernen. Aber schließlich war man doch in Gefangenschaft. In den ersten Jahren war ihm sein linker Flügel gestutzt worden, aber später war er „Gefangener auf Ehrenwort“ gewesen, wie sein alter Herr das immer bezeichnete. An einem schönen Frühlingstage, als eine junge Krähe mit glänzend schwarzem Gefieder über den Garten geflogen kam, da hatte er das gegebene Ehrenwort vergessen.

Einige Zeit darauf — mehrere Winter waren seitdem vergangen — da war er heimgekehrt. Aber einige fremde Gassenbuben hatten mit Steinen nach ihm geworfen, der alte Herr und das junge Fräulein waren fort.

„Sie sind gewiß in der Stadt,“ dachte der alte Rabe und er kam kurz darauf wieder. Aber er wurde auf dieselbe Art empfangen.

Da fand sich der alte Vogel — denn er war in der Zwischenzeit alt geworden — in seinen Gefühlen eines wohlgezogenen Raben sehr verletzt, und er flog jetzt immer hoch über dem Hause. Er wollte jetzt nichts mehr mit den Menschen zu thun haben, der alte Herr und das junge Fräulein konnten ihn jetzt suchen, solange es ihnen gefiel. Er zweifelte nie, daß sie es gethan hätten.

Und er vergaß alles, was er erlernt hatte. Die sehr schweren französischen Worte, die ihm das Fräulein im Salon beigebracht hatte, und die ungleich leichteren Füllwörterchen, die er auf eigene Rechnung in der Küche aufgefangen hatte.

Nur zwei menschliche Redensarten waren ihm im Gedächtnis haften geblieben, die letzten Spuren einer verflorenen Kultur. Wenn er sehr guter Laune war, wiederholte er oft „Bon jour, Madame!“ Aber wenn er zornig wurde, schrie er mit durchdringender Stimme „Hol' dich der Teufel!“

Durch die Dichtigkeit des regenschweren Nebels setzte er seinen schnellen bestimmten Flug fort, schon konnte er die weiße Linie der Brandung längs der Küste wahrnehmen. Und er unterschied eine große schwarze Fläche, die sich unter ihm ausbreitete; es war ein Torfmoor.

Auf den umliegenden Höhen war es von Meierhöfen umgeben, aber auf dem ebenen Grunde sah man meilenweit keine menschliche Spur. Nichts als einige Haufen von Torf am Rande des Moores, dazwischen kleine schwarze Hügel und Laken glänzenden Wassers.

„Bon jour, Madame!“ schrie der alte Rabe, und er begann große Kreise um den Sumpf zu ziehen. Der schien so einladend, daß er langsam und vorsichtig sich niederzulassen beschloß. Als Sie erwählte er sich eine Baumwurzel ganz in der Mitte.

Hier herrschte noch ganz wie in alten Tagen die Stille der Einsamkeit. An einigen trockenen Stellen wuchs kurzes Heidekraut, hier und da einiges Binjengesträuch. Es war bereits verdorrt, aber an den starren Zweigen saßen noch ein bis zwei völlig geschwärzte Samenstücken, durchnässt vom Herbstregen. Ueber dem größten Theil des Sumpfes war die Erde von geringer Dichtigkeit, schwarz, zerbröckelt und überstreut von Wasserpfützen. Graue gewundene Baumwurzeln ragten hier und da hervor, verschlungen wie ein Netz voll Knoten. Der alte Rabe war sich wohl bewußt, was er sah. Hier hatten vor alten Zeiten, lange bevor er auf die Welt gekommen war, Bäume gestanden. Der Wald war verschwunden; die Zweige, die Blätter, alles. Nichts war zurückgeblieben als das Gewirr der Wurzeln, die tief in der zarten Masse der schwarzen Fasern und des Wassers saßen.

Nun, über diese Wandlung hinaus würde wohl nichts mehr vorkommen. Alles würde hier so bleiben, jedenfalls würden die Menschen sich hier nicht einmischen, um alles zu verderben.

Der gelehrte Vogel blieb erhobenen Hauptes auf seiner Wurzel aufgepflanzt. Die Meierhöfe lagen so fern, daß er sich hier vollkommen

behaglich fühlte, ganz in der Mitte dieses Torfmoores mit seinen endlosen Tiefen. Dieses Ueberbleibsel alter Zeiten wurde in seiner Stille geachtet. Der Rabe glättete seine Federn, die in schönen Schwarz erglänzten, und wiederholte zu verschiedenen Malen „Bon jour, Madamo!“

Da geschah es, dass von dem nächstgelegenen Meierhof zwei Männer mit Pferd und Karren herniederstiegen; zwei kleine Buben liefen hinterher. Sie umgingen die Hügel, aber es hatte den Anschein, wie wenn sie den Sumpf durchqueren wollten. „Die werden bald stehen bleiben müssen,“ dachte der Rabe. Nein, sie kamen immer näher und näher. Unruhig wendete der alte Vogel den Kopf von einer Seite zur anderen: es war wirklich sonderbar, sie sich so weit heranwagen zu sehen.

Endlich standen sie still, und die Männer giengen mit Spaten und Aexten ans Werk. Der Rabe konnte es sehen, sie kämpften gegen eine ungeheure Wurzel, die sie vom Boden loslösen wollten. „Bald werden sie genug daran haben,“ sagte er sich. Keineswegs, sie hieben mit ihren Aexten — den schärfsten, die er je gesehen hatte — sie gruben mit ihren Spaten, sie zogen mit aller Kraft und siehe da, endlich gab die große Wurzel nach und hob sich mit ihrem ganzen Reizwerk starrer Maschen in die Höhe.

Die kleinen Buben thaten ihr Möglichstes, Canäle zwischen den Pfützen des Sumpfes zu graben. „Sieh' doch den großen Raben dort,“ sagte einer der beiden.

In jeder Hand einen Stein, so näherten sie sich, indem sie sich hinter den Hügeln versteckten. Der Vogel bemerkte sehr wohl, wie sie herankamen. Aber das war nicht das Schlimmste an der Sache.

Nein, selbst hier in diesem Sumpf ließ man die alten Sachen nicht in Frieden. Jetzt war er sich klar darüber, dass selbst die alten grauen Wurzeln, die älter waren als die ältesten Raben und die so fest in den unergründlichen Tiefen des Torfmoores stecken, dass selbst sie den scharfgeschliffenen Aexten weichen mußten.

Und als die Spitzbuben nahe genug herangekommen waren, um das Feuer zu eröffnen, da erhob er seine schweren Flügel und schwang sich auf.

Aber während er sich in die Lüfte erhob und auf die Menschen, die da unten arbeiteten, und die dummen Buben, die mit offenen Mäulern und mit einem Stein in jeder Hand da standen, hernieder sah, bemächtigte sich heftiger Zorn des alten Vogels. Mit den Geberden eines Adlers stürzte er auf sie herab, indem er seine großen Flügel um ihre Ohren rauschen ließ, und schrie mit durchdringender Stimme: „Hol' euch der Teufel!“

Die Buben stießen ein Angstgeheul aus und fielen platt zu Boden. Als sie die Köpfe wieder zu erheben wagten, war alles still und friedlich geworden. Dort in der Ferne setzte ein einsamer Vogel seinen Flug gegen Westen fort.

Aber noch als sie Männer waren — ja selbst bis zu ihrer Todesstunde — war es ihre tiefinnerste Ueberzeugung, dass der Böse in Person ihnen erschienen war. In Gestalt eines ungeheuren Raben mit flammenden Augen war er aus dem schwarzen Sumpf aufgetaucht.

Und doch war es nur ein alter Rabe auf seinem Wege nach Westen gewesen, wohin er flog, um ein Schweinsohr auszugraben, das er dort verborgen hatte.

Die Wunderblume.

Von Cl. Béal.

Da sie noch ein Kind war und mit der Puppe spielte, erzählte man oft von einer seltenen Wunderblume, die auf der höchsten Spitze eines steilen Berges blüht, in den glühendsten Farben spielt und wunderbar süß betäubend duftet, wie keine andere, den aber, der sie pflückt, mit nie geahnten Schmerzen erfüllt. Man sagte das nicht gerade zu ihr, denn die Leute meinten wohl, sie sei noch viel zu klein, um es zu verstehen — aber einer sagte es zum anderen, und sie hörte es über ihre Spielereien hinweg, halb zerstreut und halb verwundert, und es ergriff sie ein heimlich stilles Sehnen nach jener Blume, wie nach etwas geheimnisvoll Schönem.

Oft blickte sie hinauf zu dem Gipfel des steilen Berges, den meist undurchdringliche Silberwölkchen umhüllten und dachte: Ich bin wohl noch viel, viel zu schwach, um sie mir zu holen, doch bin ich erst groß — — —

Und als sie dann wirklich groß war, ein großes, erwachsenes Mädchen, da ward das stille Sehnen zu einem so starken innigen Verlangen und einst, als es Frühling war um sie her und eine rosige Maienstimmung über den Fluren schwebte, da machte sie sich auf den Weg, sie zu suchen.

Der Pfad, den sie gieng, war gar beschwerlich, doch er war dabei zauberisch schön, und in der Ferne glänzte und lockte es so sonderbar und verheißend, dass sie aller Mühen vergaß. Falter, die bunt und lustig waren, umgaukelten sie, ein liebes freundliches Lästchen fächelte ihr die heiße Stirne, und ihr zur Seite rieselte ein silberner Bach, der sang ganz leise: „Komm mit, halt Schritt!“ — immer ein und dasselbe, aber es klang ganz lieblich. Doch als sie einmal ein bißchen stehen blieb, um Athem zu schöpfen, und hineinschaute in die klare Flut, da sah sie drinnen ihr lachendes Bild und

sah zum erstenmal, wie schön sie war. Ihr Haar umlockte, von Sonne durchglüht, die Schultern, die weiß waren und rund, und in den Augen da lag der Mensch der Jugend. Und sie bewunderte sich. Es überkam sie wie stolzes Frohlocken, ihr war, als blühe die Wunderblume da sie wie grad für sie, als warte sie darauf, von ihrer kleinen Hand gepflückt zu werden, sie zu schmücken. Voll Siegeshoffnung lächelte ihr Antlitz, da sie weiterschritt.

Doch der Weg war trügerisch. Kaum glaubte sie die Spitze erklommen zu haben, so thürmte sich eine neue vor ihr auf, und sie mußte weitergehen, denn nur auf der höchsten sollte die Blume blühen, in einer Herrlichkeit, die niemand ahnte.

Wohl sprossen viele schöne Blumen rings empor, rosige, blaue — in allen Farben, die nickten und grüßten, neigten die zarten Kelche ihr freundlich entgegen. „Pflücke uns!“ baten sie, „brück' uns an deine Brust, streu' uns in dein glänzendes Haar. Nicht berauschend ist unser Duft, doch süß betäubend — pflücke uns!“ Aber das Mädchen wollte ihretwillen sich nicht aufhalten lassen und eilte weiter — immer höher und höher! — — —

Doch langsam begann ihr Fuß zu ermatten, Gluten, die sie nie gekannt, flossen durch ihre Adern, doch immer gewaltiger wünschte, begehrte sie die göttliche Pflanze. Sie stürmte weiter mit feuchtem Athem.

Da plötzlich stieg vor ihren Augen ein Fels empor, der rosig strahlte, denn auf seinem Gipfel brannte es in purpurnen Flammen und zwischen den Flammen stand ein Altar aus Silber und funkelnden Steinen — darinnen blühte „sie!“ Süße kleine Engel bewachten den Eingang. Sie sangen heilige Lieder, den schönen Zauber zu preisen, und spielten mit goldenen Sternlein, die vom Himmel niederschwebten. Und ein wunderbar süßes Dufsten war in den Lüften, die von oben kamen.

Sie jubelt auf im höchsten Entzücken. „Hinauf, hinauf!“ Sie will nicht müde sein, die letzten Kräfte nimmt sie zusammen, um sie zu erringen, deren verklärende Nähe sie mit heißen Schauern empfindet, da — thut sich zu ihren Füßen ein Abgrund auf, so tief und schauerlich, dass sie erbebt. Und aus der graufigen Tiefe heben sich fahle Schatten empor, blass, gespenstige Weiber mit starren, gebrochenen Blicken, die klagen leise. Manche lachen auch, aber das ist viel ärger, denn es ist ein wehes, hässliches Lachen — und kalter Todeshauch geht von den bleichen Leibern aus, als wäre da drunten eine einzige große Gruft!

Ein kuhner Sprung könnte sie vielleicht hinübertragen, aber wenn Aug' und Herz auch hinüberlechten nach dem kostbaren Schatz — das Graun in ihr ist zu stark, und feige Angst lähmt ihren Muth. Sie sieht sich bereits zerschellt, verstümmelt in der Tiefe drunten, die so furchtbar ist, und entsetzt flieht sie — und wankt zurück, mit müden, zitternden Gliedern.

Und wie sie endlich weit entfernt von dem schrecklichen Ort ist, da bleibt sie ermattet stehen und lächelt traurig. „So komm' ich mit leeren Händen zurück!“ denkt sie. — „Nein, wenigstens von den vielen Blumen, die rings um mich blühen, will ich ein Sträußchen mir pflücken, dass er nicht ganz umsonst war, der weite, weite Weg!“ Sie streckt den Arm aus, eine glühende Rose zu brechen, — doch wehe, die weicht zurück und nur ein Dorn ritzt ihr den Finger. Aber da unten am Bache, der sie wieder begleitet, stehen zarte, schneeweisse Blümchen; sie beugt sich nieder zu ihnen, — und mit einem Schrei, bang und klagend, sinkt sie zusammen im feuchten Gras. Der grausame Wasserspiegel hat ihr ein Antlitz gezeigt, aschgrau, mit Runzeln bedeckt — der Strahlenblick ist ihr erloschen, das Haar gebleicht.

Und wie sie so daliegt in trostlosem Jammer, erhebt sich Sturm. Graue Nebelschleier verdecken die Sonne, verdunkeln das Himmelblau, und es welkt die Natur ringsumher. Herbstlich rauschen die Blätter zu Boden, die Wiesen sind gelb und dürr, die kleinen Vögel sind stumm und traurig, und ein Flüstern und Raunen geht durch die Lüfte, die eisig über die Erde ziehen. Es klingt wie Seufzer!

Und dann wird's plötzlich so still, als gieng der Tod vorbei. — Da erhebt sie sich langsam und schreitet bergab. Ihre Züge sind jetzt kalt und schmerzlich, und ihr Gang ist fest, die Haltung nur wenig gebeugt.

Im Thale drunten, da kommt ihr ein kleines Mädel entgegen, mit hochgerötheten Wangen. Das kleine Mädel hält sie an und fragt ganz verlegen: „Ist 's wohl der rechte Weg zur Wunderblume?“ — Da lacht die Wanderin spöttisch: „Die Wunderblume? Ich hab' sie nie gesucht, — und ein Narr auch, der an sie glaubt!“

Stimmen aus dem Publicum.





GENERAL-ANZEIGER

für

Fremdenverkehr, Curorte, Sommerfrischen, Hotels, Pensionen, Gast- u. Kaffeehäuser etc.



Abbazia. Pension und Hotel Sullfana, ersten Ranges, in herrlicher Lage und mit prächtiger Aussicht auf das Meer. Das ganze Jahr hindurch geöffnet. Zimmer samt ganzer Verpflegung von 8 Gulden täglich an. Kalte und warme Sulf- und Sulfwasser-Bäder.
Die Direction Frau Maria Munsch.

Aussee. Hotel Sadinger, vorm. Gastl, altrenommiertes Sauberes ersten Ranges. Im Centrum des Curortes Schönste Lage. Aussicht auf das Gebirge. Elektrische Beleuchtung, moderner Comfort. Fahrgelegenheiten nach allen Richtungen. Alois Sadinger.

Bad Reichenhall. „Hotel Louisebad“ mit Dependenz und Villa. Altrenommiertes Haus allerersten Ranges. Hochfeinste französische Küche. Bäder, Lawn-Tennis. Elektrische Beleuchtung. Eigenes Kochgesch.

CURORT NEUDORF (Constantinbad). Bahnhst. Wies in Böh. Saison 1. Mai bis 30. Sept. Mineralquelle (äquivalent denen von Schwalbach), Trink- und Badecur, Schwärzliche Stahl-Donche-, Moor-, Schwefelbäder, Wald u. großer Park, Curhaus, Restaurationen u. Wohnungen mit u. billig. Postamt im Curhaus. Bade-Verwaltung zur Station Nied täglich. Badearzt. Med. u. Chir.-Dr. Dr. A. Dlabau. Auskunft erteilt d. Verm. in Bad Neudorf. Prof. aralia

Ischl **Hotel Austria**
an der Esplanade.

Maria Schutz am Semmering. Hotel Bellevue vorm. Sonnwendstein. 30 Min. von der Station Semmering. Höhen-Curort (756) M. windgeschützte Lage, neu renoviert, 60 Zimmer, Post, Telegraph, Telefon, Omnibus u. Equipagen bei jedem Zuge in der Station Semmering. Ignaz Kitzhaber, langjähriger Geschäftsführer des Südbahn-Hotels am Semmering

Riesenhof bei Linz a. D.
Wasserheilanstalt System Kneipp.

ROBITSCH-SAUERBRUNN Steierm. Landes-Curanstalt. Saison 1. Mai bis 30. Sept. Trink-, Bade-, Kaltwasser- u. Wolfscuren etc. Groß u. Prost., Wohnungs- u. Wagenbestellung durch die Direction. Tempel- u. Styrja-Quelle, altbewährte Glaubensmittel gegen Erkrankung der Verdauungs- u. Athmungsorgane, auch angenehmes Gesehungsgetränk. zu bes. durch die Brunnenverwaltung, alle Mineralwasser-Handlungen, sowie im Landhause zu Graz.

Römerquelle. P. Köstelsch, Kärnten. Stat. Präval. Halbeseele Gutenstein. Südb., Trink- und Badecur. Ausgezeichnete Heilerfolge bei Rheumatischen der Athmungsorgane, des Magens, der Blase, bei Verdauungsstörungen, Nervenleiden, Blutarmit und Schwächezuständen. Reizende Sommerfrische, Bäder.

Salzburg, Hôtel de l'Europe. Altrenommiertes Haus in unbeschränkter Aussicht auf das Hochgebirge inmitten eines großen Parks. Mäßige Preise. G. Jung, Besitzer.

Salzburg, Hotel Oesterreichischer Hof, inmitten der Stadt an der Salzach, freistehend, elektrisches Licht in allen Räumen. Personenaufzug. Unter persönlicher Leitung des Besitzers Franz Irresberger.

Königswart, Hotel Huberl. Omnibusverbindung mit Marienbad. Vorzügliche Küche. Täglich frische Gebrüpfvorkosten. Equipage im Hause.



Durch alle Buchhandlungen und durch den Verlag der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ sind nachfolgende Broschüren zu beziehen:

Die Aenderungen unserer Wirtschaftsverfassung im 19. Jahrhundert

von Prof. Dr. Eugen v. Philippovich. Preis 30 kr. — 50 Pfg.

Zur Schlichtung des österr.-ungarischen Quotenstreites

von Alfred Freiherr von Offermann. Preis 30 kr. — 50 Pfg.

Das böhmische Staatsrecht

von Dr. Karel Kramář. Preis 90 kr. — M. 1.50.

Passive Eisenbahnen. Ein Capitel zur Finanz- und Socialpolitik Oesterreichs

von Prof. Dr. J. Kaizl. Preis 30 kr. — 50 Pfg.

Postdebit, Postboykott und Briefgeheimnis in Oesterreich. Eine Studie auf dem Gebiete des Pressrechtes

von Dr. Heinrich Kanner. Preis 15 kr. — 30 Pfg.

Sollen Staatsbahnen rentieren?

von Rudolf Graf Czernin. Preis 50 kr. — 85 Pfg.

Die Agrarfrage in Oesterreich

von Dr. Robert Drill. Preis 60 kr. — M. 1.—.

Währung und Weltkrise. Ein Versuch zur Beseitigung des Goldmonopols

von Michael Flürscheim. Preis 60 kr. — M. 1.—.



Wer irgend etwas in Oesterreich-Ungarn und Deutschland kaufen oder verkaufen will,

der benutze die von jedem Gebildeten in Oesterreich gelesene und in ca.

1200 Postorten Oesterreich-Ungarns und Deutschlands

verbreitete Wiener Wochenschrift

Die Zeit, IX³,

Günthergasse 1 (in Leipzig bei J. J. Arné)

zur Insertion.

Eine so große Verbreitung kann keine gleichartige österreichische Zeitung nachweisen.

Curorten, Sommerfrischen, Hotel-, Kaffee- und Gasthausbesitzern, sowie allen vom Fremdenverkehr Nutzen ziehenden Unternehmungen empfohlen wir die äußerst wirksame und besonders billige Ankündigung in der Rubrik

Generalanzeiger

(siehe diese Nummer).

Zu näheren Auskünften ist die Administration der „Zeit“ stets gerne bereit.

Goldman & Salatsch

TAILORS WIEN GRABEN 20.

Englische Herren-Costume, Jagd-, Sport- und Reitkleider.
Spezialität: Abonnement-System für die vornehme Welt.

„Venedig in Wien“

k. k. Prater.

Intern. Ausstellung neuer Erfindungen.

Täglich Concert.

← Theater, Schaustellungen aller Art. →

Eintritt 30 kr., Kinder 10 kr.

Für Radfahrer, Touristen, Sportsmen!

Flanell-Fix



einziges, rein schafwollenes Gewebe, welches in der Wäsche nicht einght.

Touristenhemd aus Flanell-Fix, weiss oder färbig fl. 5.80.

englischem Flanell fl. 2.80.

Bourette oder Chappe-Seide fl. 2.35, 2.70, 3.50.

Alleinige Verkaufsstelle von Flanell-Fix nur bei

J. Trettenhann, k. u. k. Hofflieferant.

Wien, I., Weihburggasse 4.



Eiskästen,
Waschmaschinen,
Wringen
Wäscherollen,



soldeste Construction, offeriert

S. BERGER, WIEN, I., Wipplingerstraße 39.
Kataloge franco.

Wasserleitungen & Pumpen

aller Art
Preiscour. u. Kostenvoransch. gratis & franco.



mit Betriebs-Motoren

aller Art
Ingen. **JOS. FRIEDLAENDER**
WIEN II. Dresdnerstr 42-46

Anzeiger für Berg-, Hütten-, Metall-, Maschinen-

und die gesammte Grossindustrie

für den Export nach Russland und Skandinavien.

Vorzügliches Insertionsorgan für **Russland, Skandinavien und Dänemark**; der Text der Inserate wird in deutscher, russischer und schwedischer Sprache wiedergegeben. Wöchentliche, notariell beglaubigte Auflage — **6000** Exemplare. Wechselseitiger Versandt an **23.000** Adressaten.

Redaction und Verlag:

L. A. Klepzig, Leipzig-Gohlis.